

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.

Redaktion und Expedition: SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.

№ 24.

Sonnabend, den 13. Juni 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Soziales aus England. — In dem Staate Dänemark. — Verschiedenes. Gedicht. — Novelle. — Die schlesische Weberfrage. — Das Godenmonopol als Band des Kapitalmonopols. — Niedrige Löhne sind kulturwidrig und unwirtschaftlich. — Produktion und Technik. — Literarisches.

Aus der Woche.

Wie's gemacht wird. Einer derjenigen Getreidehändler und Spekulanten, welche in erster Reihe von Herrn v. Caprivi zur Begutachtung herangezogen wurde, kam am vorigen Sonnabend, als er sich durch seine Berührung mit Regierungskreisen überzeugt hatte, die Regierung werde jede Zollermäßigung ablehnen, hastig und aufgeregt an die Produktenbörse und kaufte soviel Getreide wie möglich auf. Solches geschah 46 Stunden, bevor Herr v. Caprivi seine Rede im Abgeordnetenhaus hielt.

Die „Kreuzzeitung“ schreibt: So wohl wie seit lange nicht mehr fühlen sich gegenwärtig in Berlin die Arbeiter.

Sämtliche Formulare der Berichte und Staatsanwaltschaften werden seit 10 Jahren von dem Verlag der „Kölnischen Zeitung“ bezogen, obgleich andere Geschäfte viel besseres Papier liefern würden. Vergleiche auch die schöne Geschichte mit dem „Hannoverschen Courier“. Und die Leute, die so vom Staat gespeist werden, sind noch so frech, Opposition zu machen. Da muß denn doch mancher bedenklich sein, wenn sie das wagen können.

Neue Konkurrenten. Wie der „Magdeburger Volksstimme“ mitgeteilt wird, sind in der Stahlgießerei des Grusonwerks neuerdings zwei Negere eingestellt, das heißt zwei richtige Arbeitstüchtige, nicht etwa Offiziere, welche die Waffenlieferung für irgend ein exotisches Staatenwesen in ihrer exakten Ausführung beaufsichtigen. Was man mit diesen Negern eigentlich im Schilde fährt, ist noch nicht recht klar; die Mehrzahl der Arbeiter neigen zu der Ansicht, daß es sich hierbei nur um einen Versuch handele, bei dem man sich vergewissern wolle, ob in den schwarzen Brüdern Afrikas das Zeug zu brauchbaren Lohndrüdern steckt. Ein Pendant zu der Importierung italienischer Arbeiter, die wir in voriger Nummer meldeten.

Zur russischen Judenhege schreibt Stepniak:

Der russische Bauer hat 45 bis 50 Prozent seines Einkommens an die Regierung als Steuer zu bezahlen, und thut er dies nicht, so wird er erst mit der Knete bearbeitet, dann aber wird ihm sein Eigentum über dem Kopfe verkauft. Um diesen Verpflichtungen nachzukommen, geht der Bauer, wenn er Nichts hat, zum Wucherer. Dieser Wucherer ist aber nur in den allergeringsten Fällen ein Jude. Die Juden dürfen sich ja in dem weitaus größten Theile des russischen Reiches gar nicht aufhalten, und da, wo sie ausgeschlossen sind, werden die Bauern gerade so herzlos von den christlichen Wucherern ausgefressen, wie in den Landbeständen, in denen die Juden sich aufhalten dürfen. Dazu kommt aber noch, daß 90 Prozent sämtlicher Juden im russischen Reich so blutarm sind, daß sie kaum ihr Leben zu fristen im Stande sind, also auch kein Geld zum Ausleihen auf Wucherzinsen haben, und von den übrigen kaum 1 Prozent Wucherer betreiben. Warum aber diese grausame Verfolgung der Juden durch die russische Regierung? Evident um dem Volke einen Sündenbock für die Mißwirtschaft der Regierung zu opfern; und zweitens, weil es unter den Juden die meisten und gefährlichsten Gegner des Absolutismus und der Tyrannei giebt. Das sind die wahren Gründe für jene furchtbare Menschenjagd, die sich gegenwärtig im heiligen russischen Reich abspielt.

Zum Lebelgewehr bringt die „Franco militaire“ einzelne Ergebnisse über Versuche gegen menschliche Leichen, nach denen die neue Mordwaffe ganz furchtbare Wirkungen haben muß.

Ein Lebel-Geschoss durchdrang den Körper auf 2000 Mtr., ohne in demselben stecken zu bleiben. Auf 1500 Mtr. wird die Geschossgeschwindigkeit noch zu 200 Mtr. angegeben und man kann annehmen, daß innerhalb der wirksamen Schußweiten der Gegner jedesmal durchbohrt wird und kein Geschoss im Körper zurückbleibt. Auf 300 Mtr. soll ein Geschoss 4 bis 5 Mann hinter einander durchdringen, selbst wenn es auf die stärksten Knochen trifft. Selbst auf 1200 Mtr. kann es noch 3 Mann hinter einander außer Gefecht setzen. Dies Alles wird als durch Versuche dargelegt erklärt.

Gleichzeitig werden vom Staat die Pfaffen dafür bezahlt, daß sie predigen: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Das Ganze nennt man aber einen „christlichen Kulturstaat“.

Wie Bismarck „gearbeitet“ hat. Dem Staatsminister Stieglitz in Weimar hat er nach der eben erschienenen Biographie des letzteren erzählt: „Mit Kurhessen wäre zu kommen gewesen! da gab es einen modus vivendi, nämlich das Geld. Ich hatte das während der Bundestagszeit verschiedentlich mit Erfolg praktiziert. Der Weg war ganz einfach: Das Geld ging an einen Bankier und durch diesen an eine Dame, die sich Prinzessin nannte. (Wahrscheinlich die kurfürstliche Oberhure). Es hat mir in keinem einzelnen Falle mehr als hunderttausend Thaler gekostet.“

Also auch hinter den Unterrock hat sich der „große Mann“ gesteckt!

Ueber den Werth, welchen die Arbeiterwohnungen im Falle eines Ausstandes für die Unternehmer haben, bringt folgende Zeitungsnote einen neuen Beitrag:

Aus dem Schlafhause zu Altenwalde (bei Saarbrücken) ausgewiesene Streikende hatten sich Freitag Abend doch wieder in demselben eingefunden und die Betten dort aufgeschickt. Nachts um 2 Uhr fand durch die Grubenbeamten und die Gendarmen noch eine Revision statt, bei welcher alle, die tagsüber ausständig waren, die Betten und das Haus sofort verlassen mußten.

Was heißt dies anders, als daß man durch das Aufdrängen von Arbeiterwohnungen die Arbeiter des letzten Restes der Koalitionsfreiheit zu berauben sucht?

Ueber die Bluthat in Eisleben haben wir in voriger Nummer nichts berichtet, weil uns die vorhandenen Zeitungsberichte zu unglücklich erschienen und wir erst weitere Informationen erwarten wollten. Unter dessen hat es sich herausgestellt, daß es eher noch schlimmer gewesen ist, wie besser.

Die Bergleute in Eisleben sind schon seit lange gegen die Sozialdemokratie systematisch verhetzt. Nach dem einen Bericht soll der Vorsitzende des reichstreuen Berg- und Hüttenvereins, Schmilgun, seine Mitarbeiter in der Grube aufgefordert haben, die Versammlung der Sozialdemokraten am Sonntag zu besuchen d. h. sich recht zahlreich einzufinden, worauf ihm geantwortet wurde: „Wir haben ja keinen Zutritt“. Die Genossen hatten in Voraussicht der Auftritte den Bergleuten den Eintritt verboten. Hierauf soll Schmilgun erwidert haben: „Ich habe mit dem Bürgermeister und dem Vergrath gesprochen und die Anweisung erhalten, wir sollen nur geschlossen vorgehen“.

Trotzdem hatten die Eisleber Bergleute es abgelehnt, sich an einem solchen offenen Landfriedensbruch zu beteiligen. Deshalb suchte man die verrohesten Elemente zusammen, und nachdem man diese an ihrem Treffpunkt durch Schnaps und Freibier in die nöthige Stimmung gebracht und jedem eine Todtschlägerprämie von 4 Mark ausbezahlt hatte (von wem wird hoffentlich die Untersuchung ergeben; nach anderen Berichten einen Schichtlohn) ging im Lauffschritt zum Versammlungslokal. Schon am Vormittag war dem Wirth mitgeteilt worden, daß ihm die Kaufbolde alles kurz und klein schlagen wollten; auswärtigen Genossen drohte ein Streiker, als sie ankamen, auf offener Straße mit den Worten: „Na wart man, Nachmittag sprechen wir uns“, andern gegenüber hatte man geäußert: „Den Halsunken schlagen wir die Gedärme aus dem —“

Bis gegen 1/23 Uhr erschienen 200 Kerle in geschlossenen Reihen, welchen gemäß der Ankündigung, der Eintritt verwehrt wurde; darauf hin schlugen sie los, zertrümmerten den Gartenzaun, der aus dicken Bohlen bestand, schlugen die Thüren ein, warfen Bierfässer in die Versammlung und drangen schließlich in das Lokal. Die folgenden Szenen schildert ein Augenzeuge folgendermaßen: Als die Bergleute eindringen, zerbrechen sie die Thüren und Fenster, sie sahen sich um und sagten: „Es waren doch viel mehr, wo ist der Bergolder? (der Referent, Hoffmann) nun vorwärts!“ Dann schlugen sie Alles was darin war mit Stöcken, Ratten, Ochsenziemern und dergleichen Waffen. Ich wurde mit Ratten und Ochsenziemern geschlagen bis auf die Straße, daß

ich zusammenfiel. Da kam die Polizei und sagte lachend: „Was haben Sie da gemacht“ und gingen lachend weiter. Dann schlugen die Bergleute einen Mann und traten ihn mit Füßen, die Polizei sah es und ging ruhig weiter.

Jetzt begann der Kampf heftiger, dazwischen hörte ich Schüsse und ein Geheul und Geschrei. Da kam — zu mir und wir gingen in den Garten. Hierauf wurde mit der Polizei alles abgefrucht, welche alles gewaltsam öffnen ließ mit den Worten: „Hier sind noch welche“; es wurde aber niemand gefunden. Dann hörten wir „Hurrah“ und „Hoch“ rufen, und „Heil dir im Siegerkranz“ singen. Die besonderen Redensarten, die da gefallen sind, können Sie sich denken. Hierauf verließen wir den blutigen Ort.

Diejenigen, welche sich retten wollten, wurden unter den Augen der Polizei niedergeschlagen und auf's Brutalste gemißhandelt. Ja, man hat polizeilichereits, in Begleitung der Knäppelhelden, alle Zimmer durchsucht und jeden, der im Lokal angetroffen wurde den draußen, auf ihr Opfer Wartenden überliefert mit den Worten: „Dies ist auch so einer.“ Als Schreiber dieses am Ende der Katastrophe auf dem Hofe stand, kam noch zuletzt ein Trupp dieser Knäppelhelden in Begleitung der Polizei und schrie, auf ein Zimmer zeigend, dessen Fenster durch Näden verschlossen waren: „Hier sind noch solche Hunde drinn!“ „Was hier sind noch welche drinn!“ schrie ein Polizist, stürmte (die Knäppelhelden hinterdrein) in's Lokal. Ein Polizeiergeant warf den Keller mit den Worten: „Schlagt den Hund tod!“ unter das wüthende Gefindel.

Um sich seines Lebens zu wehren, hat ein Genosse seinen Revolver gebraucht und zwei von den Angreifern verwundet. Von den Genossen liegen mehrere schwer, theilweise hoffnungslos darnieder.

Ueber den Brotdenar von Arbeiterfamilien haben in Jena durch Professor Abbe Ermittlungen stattgefunden bei den 146 verheiratheten Geschäftsangehörigen einer optischen Werkstätte. Es hat sich daraus ergeben, daß bei einem Familienstand von insgesammt 583 Köpfen dieser Geschäftsangehörigen der wöchentliche Brotdenar ca. 5 Pfund pro Kopf beträgt und daß bei einer Haushaltung von fünf Personen sich somit eine Belastung durch den Kornzoll um wöchentlich 75 Pf. ergibt.

Unter dem Namen Grobbrot wird nach dem „Berliner Tageblatt“ in einer größeren Anzahl Berliner Bäckereien eine Waare hergestellt, für welche eine Mischung von groben Mehlen, Weizenmehl Nr. 2 und Roggenmehl Nr. 1 verwendet wird. Diese Mehlsorten werden sonst vielfach zu Futtermitteln gebraucht. Das daraus hergestellte Brot hat selbstverständlich einen geringeren Nährwerth, als das gewöhnliche Roggenbrot und ist als Surrogat zu bezeichnen. Frisch aus dem Ofen genommen, wiegt ein solches Mischbrot ca. 4 Pfund, während reines Roggenbrot zu 50 Pfennigen in Bäckereien des Nordens unserer Stadt 3 Pfund 6 Loth wiegt.

Schlau, schlauer, am schlauften! In Nr. 23 habe ich einen Artikel von Morre abgedruckt, als „sehr instruktiv für die Vernichtung des Bauernstandes durch die kleinen Rüden und Läden der gegenwärtigen Produktionsbedingungen“ — eine Vernichtung, gegen die wir bekanntlich nichts einzuwenden haben, weil die Kapitalkonzentration die Vorbereitung zur sozialistischen Produktion ist. Ich schrieb: „Der Verfasser hat keine Sympathie für das städtische Proletariat und bewegt sich ganz in kleinbürgerlichen Anschauungen“, ist also ein Gegner, der zitiert wird. Die schlaue „Konf. Korr.“ aber bildet sich ein, daß das unsere Anschauung ist und findet es sehr frivol von uns, daß wir uns so widersprechen. Nein, wir wissen ganz genau, was wir wollen, verehrte „Konf. Korrespondenz“!

Soziales aus England.

(Nach Zeitungen und Zeitschriften.)

Unter den vielen Arbeitsfreitigkeiten der letzten Monate war wohl der Ausstand der schottischen Eisenbahnbediensteten der bedeutendste.

Schon lange hatten sich die schottischen Eisenbahnbediensteten über allzulange Arbeitszeit, mithin über übermäßige Ausbeutung ihrer Arbeitskraft beschwert. Die wirklichen Thatsachen gaben den Klagen der Bediensteten nur allzusehr Recht. Denn wie aus einem Blaubeuch hervorgeht, waren 70 Prozent der Bediensteten in dem letzten Halbjahr über 12 Stunden im Dienste und oft gab es nur 3 Stunden der Ruhe nach 16stündigem Dienste, auf welche kurze Unterbrechung wieder 16 Stunden Dienst

folgten. Es ist kaum notwendig, auf die durch eine solche übermäßige Arbeitszeit herbeigeführten Unfälle hinzuweisen. Bereits ein volles Jahr vor Ausbruch des Streikes hatten die Gewerksvereinsvorstände von den Direktionen der Bahnen eine Besserung dieser Zustände verlangt, und schon damals waren sie entschlossen, zu dem letzten Mittel, dem Ausstande, zu greifen. Die Direktionen versprachen jedoch, die Sache zu ordnen und so beruhigten sich die Bediensteten wieder. Die Direktionen machten aber trotz wiederholter Ugrirung und trotz der sichtbaren Gährung unter der Arbeiterschaft keine Miene, ihr Wort einzulösen. Schließlich präzisirten die Bediensteten ihre Forderungen; an deren Spitze stand der Fehntundentag. Die Direktionen zeigten jedoch nicht die geringste Geneigtheit, den Forderungen ihrer Angestellten nachzukommen, ja sie verweigerten prinzipiell, mit den gewählten Vertretern der Bediensteten, den Gewerksvereinsvorständen, in Unterhandlungen zu treten. Nach allgewohntem Beispiele erklärten sie, nur mit ihren eigenen Bediensteten verhandeln zu wollen, nicht aber mit dritten außerhalb ihres Personalbereiches Personen zu verkehren. Mithin erweiterte sich die Streitigkeit, die ursprünglich ein bloßer konkreter Lohnstreik war, zu einem Prinzipienkampf um die Anerkennung oder Nichtanerkennung des Gewerksvereinswesens. Auf dies hin wurde der sofortige Ausstand beschloffen und verließen auch die Bediensteten der North British, der Caledonian und der Glasgow and Southwestern Railway ohne vorhergehende Kündigung den Dienst.

Dieser „Kontraktbruch“ gab den Direktionen den erwünschten rechtlichen und moralischen Vorwand, um sich den Forderungen der Arbeiter und dem Drängen der öffentlichen Meinung gegenüber schroff ablehnend zu verhalten.

Der Streik brach aus in der zweiten Hälfte Dezember v. J., also zu einer Zeit, wo anlässlich der Weihnachtsfeier auf sämtlichen Bahnen sich namentlich im Personenverkehr ein besonders lebhafter Verkehr entwickelte. Die Bediensteten der drei genannten Bahnen gedachten dadurch die Direktionen in eine Zwangslage zu versetzen, aus der es keinen anderen Ausweg als den der Gewährung ihrer Forderungen gäbe. Und tatsächlich gelang es ihnen auch, für einige Wochen den gesamten Verkehr auf den schottischen Bahnen zu paralysiren. Der Güterverkehr stockte vollkommen, der Personenverkehr war ein höchst ungenügender. Geschäftsleute, Reisende, das ganze Publikum überhaupt drängte die Direktionen, ein Kompromiß mit den Arbeitern zu schließen. Es bildeten sich zu Edinburgh, zu Glasgow Komitees von den angesehenen Bürgern, die es sich zur Aufgabe stellten, in den großen Streik vermittelnd einzugreifen. Der Lord-Provost von Edinburgh, Lord Aberdeen, stellte sich an die Spitze dieser Bewegung. Man schlug den Ausweg eines Schiedsgerichtes, der Arbitration, vor; die Führer der Bediensteten waren geneigt, sich einem Schiedssprüche zu fügen. Die Direktionen jedoch blieben starr; unterstützt von einem Theile der Presse, wiesen sie jeden Ausgleichsversuch entschieden zurück und waren nur darauf bedacht, die durch den Streik entstandenen kassenden Schäden thunlichst zu füllen. Es wurden vorzuziehende Bedienstete angezogen, geeignete und nichtgeeignete, die letzteren in Mehrzahl. So mancher Unfall wurde durch Unfähigkeit der freien Arbeiter verursacht, den Gesellschaften dadurch bedeutende Verluste zugefügt. Die Direktionen wankten jedoch nicht. Sie brachten es zu Stande, daß der Personenverkehr, wenn auch sehr eingeschränkt, so dennoch vor sich gehen konnte und daß auch der Güterverkehr nicht ganz stockte. Zu diesem Zwecke schenken sie keine Mühe und keine Kosten; Bedienstete wurden von allen Seiten angezogen, zugleich „treuen“ alten Bediensteten allerhand Vortheile eingeräumt. Und es rüchete sich da an den schottischen Bediensteten eine schwere Schuld an der Arbeitsfrage, die sie einige Jahre vorher begangen hatten. Als nämlich der letzte Streik zu Widdland ausgebrochen war, kamen die Schotten und vermittelten den Streik, indem sie sich als Bladlegs verweisen ließen. Seitdem haßten die Midland-Bediensteten die Schotten, und es war ihnen eine Genugthuung, ihnen gegenwärtig mit gleicher Münze heimzuzahlen. So wenigstens erklärt die Sache ein Korrespondent der „Ball Mall Gazette“ (vom 31. Januar).

Judem trugen die Streikenden noch durch theilweise unkorrektes Handeln zur Verminderung der öffentlichen Sympathie bei, indem sie die Bladlegs terrorisirten, sie sogar angriffen und den Verkehr durch Mittel zu stören suchten, die geeignet waren, große Unfälle zu verursachen. Die Warnungen und Ermahnungen der Führer, welche wohl wissen, daß Gewaltthätigkeiten der beste Weg sind, einen sonst noch so gerechten und aussichtsreichen Streik zu verlieren, haben eben nicht immer die erwünschte Wirkung. Die Unterthünungen von verwandten Unions und von den Gewerksvereinen überhaupt floßen zwar reichlich ein und das London Vigilance Komitee, dem Mr. Dawitt vorstand, entsandte die eifrigste Thätigkeit. Doch trotzdem, und wievohl die Leitung des Ausstandes in den besten Händen war — in denjenigen Mr. Tait's, Generalsekretärs des Gewerksvereines schottischer Eisenbahnbediensteten, und Mr. Harford's, Obmannes der Amalgamated Society of Railway Servants — zog er sich in die Länge, und das ist bei einem ähnlichen Streik beinahe gleichbedeutend mit einem Zusammenbruche. Und so endete nun nach sechs-wöchentlichem erbittertem Kampfe der Streik in der Weise, daß eine Deputation der Caledonian Railway-Bediensteten bei dem Generaldirektor Mr. Thompson vor sprach, welcher erklärte, daß er so viel von den alten Bediensteten zurücknehmen werde als nur möglich und daß bei Freiwerden der Posten auf die früher Beschäftigten Rücksicht genommen werden solle; die Klagen wegen Schadenersatzes, welche gegen einzelne Arbeiter eingebracht wurden, sollten zurückgezogen werden. Die Deputation erklärte sich damit einverstanden und der Ausstand war beendet. Kurz vorher endete auch der Streik auf der North British und der South-Western.

Der Ausgang des schottischen Streikes brachte wiederum die Frage der Erpresslichkeit, resp. der Wirkungslosigkeit der Ausstände in den Vordergrund der Diskussion. Die Anhänger der zwangsweisen Nationalisation von Grund und Boden erklären die Streiks wirkungslos, wenigstens für so lange, als nicht die Landfrage gelöst worden. Es ist auch Thatsache, daß vom fachen Lande ein fortwährender Zug von Arbeitskräfte stattfindet, die willig genug sind, „den Hungerlohn anzunehmen“ mit dem sich der bisherige Arbeiter nicht mehr begnügen will. Die Führer des neuen Unionismus hatten recht, dieser Frage die größte Aufmerksamkeit zu schenken und eine Organisation der ländlichen Arbeiterschaft anzustreben. John Burns betont die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens bei jeder Gelegenheit und Tom Mann hat sich bereits ans Werk gemacht. Er hat in Lincolnshire eine Reihe von Unions gegründet und glaubt, daß es in einem halben Jahre dortselbst 10.000 Unionisten geben wird. Allerdings ist die Organisation der ländlichen Arbeiterschaft mit besonderen Schwierigkeiten verbunden und erdeshalb eine bei weitem ausgiebigere Unterstützung als bisher. Das ist eine Lebensfrage für den neuen Unionismus; der qualifizierte Arbeiter jedoch hat von dem ländlichen Tagelöhner weniger zu fürchten.

Man wird sich aus den Zeitungen wohl erinnern, daß sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres eine äußerst drohende Wolke auf dem sozialen Horizonte Englands zusammenballte. Sämtliche mit dem Schiffsgewerbe zusammenhängenden kapitalistischen Interessen begannen sich zu organisiren und die bereits bestehenden Verbände schlossen sich einem Zentralverbande an, der in sämtlichen Häfen seine Zweige etablirte. Diese allgemeine kapitalistische Organisation gab sich den Namen Shipping Federation.

Die Shipping Federation richtet sich gegen die mit dem Seegewerbe zusammenhängenden unionistischen Bestrebungen überhaupt, speziell gegen die von J. H. Wilson geleitete Seamen and Firemen's Union, von den Kapitalisten auch genannt die Wilson Union. Die Organisation der Seeleute ist in den letzten Jahren eine sehr kompakte geworden, häufig gelang es den Seeleuten, ihren Willen gegenüber dem Willen der Schiffseigentümer durchzusetzen. In neuester Zeit hat der Gewerksverein der Seeleute und Deizer den Grundsat ausge stellt: sämtliche Bemannungen müßten unionistisch sein, es dürfe kein Nichtunionist beschäftigt werden. Die Mitglieder des Gewerksvereines weigerten sich, mit Nichtmitgliedern zusammen zu arbeiten. Da die Schiffseigentümer dieser Forderung nicht nachkommen wollten, kam es auch tatsächlich häufig zu Ausständen und Verkehrsstörungen. Die hartnäckigeren unter den Kapitalisten beschloffen nun, das gesammte Interesse zu organisiren, Einer für Alle, Alle für Einen einzutreten, den Kampf methodisch zu führen und Beschäftigten aus dem eigenen Lager Ertrag zu leisten, also dem Verbände der Arbeiter einen Verband der Arbeitgeber gegenüber zu stellen.

Seit August v. J. hielt man einen Zusammenstoß der beiden Gegner für unvermeidlich. Jedoch sowohl Schiffsbefitzer als Seeleute hielten sich zurück, und es kam bloß zu Ausständen in Cardiff und London. Der Streik gewann bald in dem erstgenannten Hafen eine große Ausdehnung. Der Grund war derselbe, immer der alte: die Shipping Federation versuchte es, einige ihrer Schiffe mit eigener Mannschaft, mit sogenannten freien Arbeitern zu versehen, während die Seamen and Firemen's Union in Zusammenwirkung mit den verschiedenen Gewerksvereinen der Docks jene Schiffe blockirte. In Cardiff versuchten es die Kapitalisten ebendrei, eine Art von Versicherung einzuführen, deren eigentlicher Zweck jedoch war, die Arbeiter an das Unternehmen zu binden, mithin die Union zu schwächen. Im Mittelpunkt des Kampfes standen die Docks des Lord Bute und deren Direktor, so dann der Leiter des Cardiffer Zweiges der Federation, Sir William G. Lewis. Der Verkehr im Hafen, ja selbst in der ganzen Grafschaft wurde in hohem Grade disorganisiert. Der Streik wurde zuerst von lokalen Führern, später von J. H. Wilson selbst geleitet; Ben Tillet und Tom Mann kamen, um die Ausständlichen durch Rath und That zu unterstützen. Das Biking wurde in einem ausgedehnten Maße betrieben und war von manchem Erfolge begleitet. So gelang es J. B. Wilson, unter der von Seiten der Federation von Tyne gehaltenen Federationsseeleute einige Unionisten einzuschwärzen, welche einen Theil der „Freiarbeiter“ der Federation abwendig machten. Auch hatte das Angebot der bewaffneten Gewalt durchaus nicht die bezweckte Wirkung. Andererseits entsandte jedoch auch Sir Lewis die größte Thätigkeit. Er bestellte sich eine Scheinunion, deren Führer, ein J. W. Kelley, sich Generalsekretär des London United Workmen's Komitee schreibt. Thatsächlich gelang es auch Sir Lewis, allerdings mit ungeheuren Kosten, sich „freie“ Bemannung zu sichern und so den eigentlichen Zweck des Ausstandes zu vereiteln. Der Streik endete demnach mit einem Kompromisse, der den status quo restaurirte, die eigentliche Streitfrage jedoch nicht löste und mithin einem künftigen, wahrscheinlich nicht allzufernem Streik vorbehielt. Es ist Pflicht der Seeleute und der übrigen mit dem Seegewerbe zusammenhängenden Gewerksvereine, unterdessen ihre Kräfte zu sammeln und zu stärken, den Spielraum nichtunionistischen Arbeitsangeboten womöglich einzuschränken. Ein Nachspiel dieses Streikes bildete die Berufung des Mr. Wilson zu sechs-wöchentlichem Freiheitsstrafe wegen gefährlicher Drohungen und Störung der öffentlichen Ordnung.

Eine hervorragende Rolle in den gegenwärtigen Streitigkeiten im Seegewerbe spielt das sogenannte Federation Ticket. Den auf Federationsfahrzeugen Beschäftigten wird nämlich eine Karte eingehändigt, welche deren Beschäftigung bestätigt und auf der Rückseite die ausdrückliche Bemerkung enthält, daß Inhaber dessen einen Vorzugsanspruch auf Beschäftigung hat. Dieses Ticket bedeutet nichts anderes, als daß erfindend die Seeleute aufgeföhrt werden, der Federation, das heißt zu einer Kombination ihrer Gegner, der Kapitalisten, beizutreten, und zweitens, daß alle, die es verweigern, von der Beschäftigung ausgeschlossen werden sollen, so weit als es geht. („Ball Mall Gazette“ vom 19. Februar.) Es bedeutet mit einem Worte den Versuch der kapitalistischen Kombination, die Organisation der Arbeiter zu vernichten. Dagegen anzukämpfen und im Kampfe ausdauernd, erschien den Arbeitern heilige Pflicht. So verhielt sich die Sache in Cardiff, so war es auch in London.

Ein moralisch und taktisch sehr bedenkliches Kampfmittel auf Seiten der Kapitalisten ist ohne Zweifel die außerordentlich hohe Prämie, durch welche sie „freie“ Arbeiter anzulocken suchen, um mit deren Hilfe die Gewerksvereine niederzuwerfen. So zahlte die Shipping Federation in den Londoner Docks ihren free men 30 Sh. die Woche, sammt freiem Vogis, Kost und Bier, so viel sie wollten. Auf diese Weise stellten sich die Kosten für die Verladung der Tonne Kohle auf 3 Sh. 6 P. bis 4 Sh., während die Unionisten dieselbe Arbeit viel besser um 1 Sh. 6 P. verrichten hätten. In ähnlicher Weise wurden in Cardiff Nichtunionisten aufgenommen, die in einer Stunde durchschnittlich 20 Tonnen bewältigten, also in acht Stunden 160 Tonnen, während gelehrte Arbeiter in derselben Zeit eine Leistung von 900 bis 1600 Tonnen zu Stande brachten. Und trotzdem erklärten die Dockbeamten lähn: „Die Arbeit geht wie gewohnt vor!“ Dieses Prämien der Bladlegs ist entschieden ein unsittliches Kampfmittel und kann sich auch nicht auf die Dauer halten; denn selbst der verblendeiste Kapitalist muß einsehen, daß er um einen viel geringeren Preis, als um den er den Arbeitskampf nur noch führt und permanent macht, sich den Frieden mit der organisierten Arbeiterschaft und das ungestörte Gedeihen der Industrie erkaufen kann.

Neben diesen Kämpfen der Arbeiter laufen allerhand anmüthige Standalgeschichten aus der höhern und höchsten Gesellschaft, die man gleichfalls kennen muß, um sich das soziale Bild zu vervollständigen. Auf der einen Seite die Begeisterung, der Ernst, die Dürstung der Arbeiter an ihre heilige Sache, auf der andern Seite standalöse Jobbergeschichten und Spielervorgänge à la Riccaut, in denen der Kronprinz des Landes selbst mit verwickelt ist.

Man wird sich wohl noch erinnern, daß, bevor der letzte Lord-Mayor von London, Sir Henry Jacobs, seinen Posten antrat, sich das Gerücht verbreitete, Lord Rothschild hätte demselben zur Bestreitung der großen Kosten dieses Ehrenamtes 20.000 Pfd. Sterl. zur Verfügung gestellt. Sir Henry war eben nicht in der Lage, die bedeutenden mit seiner Würde verbundenen Ausgaben aus seiner Tasche bestreiten zu können, weshalb er einer derartigen Unterstützung bedurfte. Thatsächlich ist die erwähnte Summe indeß nur zu einem kleinen Betrage gezahlt worden, den größten Theil verschaffte sich Sir Henry, indem er dem Rathe seines reichen und erfahrenen Freundes Rothschild folgte und unter die Gränder ging. Der Lord-Mayor von London als Präsident des Ausschusses ist eine außerordentliche Empfehlung für eine neue Aktiengesellschaft, um so mehr, als eine solche Ausbeutung des höchsten Ehrenpostens in der City bis dahin noch niemals versucht worden war; ja es wurde sogar ein Alderman, der an der Reihe war, Lord-Mayor zu werden, vor ca fünf Jahren lediglich deshalb nicht gewählt, weil er bei einer etwas zweifelhaften Gesellschaft betheilt gewesen war, ein Uebergehen, welches damals das größte Aufsehen erregte. Sir Henry hatte es nun sehr eilig, Geld in seinen Beutel zu thun, er betheiligte sich bei mehreren inzwischen bereits verhandelten Bergwerksunter-

nehmungen, die mehr von lokaler Bedeutung waren, sowie bei der „Hansard Union“ und der Gesellschaft „Des Grands Magazines Boulevard“. Letztere ist auch bereits vom Schauplatze verschwunden und die in Paris aufzufinden gewesenen Gründer erfreuen sich freier Kost und Verpflegung in öffentlichen Gebäuden der französischen Republik. Die „Hansard Union“, welche ebenfalls bankrott geworden ist, erscheint indeß von größerem Interesse, weil sie einen ganzen Rattenkönig von anderen Gesellschaften ins Leben rief, die natürlich auch den Weg alles Fleisches gegangen sind und von denen für deutsche Leser die „Anglo Austrian Printing Co.“ („Wiener Tageblatt“ x.) am wichtigsten ist. Das Wort Schwindel dürfte wohl für die ganze Angelegenheit, die übrigens auch zu einer Interpellation im englischen Parlament führte, ein milder Ausdruck sein, doch würde eine Geschichte der Entstehung dieser wunderbaren Gründung an dieser Stelle zu weit führen, es genügt wohl, einige Worte des Konturrichters darüber wiederzugeben. Derselbe jagte: „Wie ist es möglich, daß eine Gesellschaft wie diese, die kein Geschäft kaufte, übernahm oder betrieb, die zwar 88.500 Pfd. Sterl. an die Gründer zahlte, ohne irgend etwas dafür zu erhalten, jedoch selbst nur ein Vermögen von 26 Pfd. Sterl. besaß, 8 pCt. Dividende auf die Aktien und sogar 15 pCt. auf die Stammprioritäten verteilen konnte!“ Trotz alledem wird eine weitere Verfolgung dieser Sache nicht stattfinden, denn Sir Henry Jacobs ist selbst Richter in der City und Lord Rothschild ist in London allmächtig. Es wurden Veruche gemacht, ein Entrüstungsmeeing der betrogenen Aktionäre einzuberufen, jedoch gelang es nicht, einen Saal als Versammlungsort zu finden, denn überall wurde die Bedingung gestellt, Sir Henry Jacobs nicht anzugreifen. Diese zarte Schonung der schuldigen Persönlichkeiten hat sich sogar auf Deutschland übertragen, denn ich finde in einem Berliner Blatte eine Beschreibung der „Hansard Union“, die von den dabei kompromittirten Männern nur einen nennt, Horatio Bottomley, welchen man in Deutschland gar nicht kennt und der deshalb auch nicht interessieren kann; von Lord Rothschild oder Sir Henry Jacobs sagt man dort aber nichts.

Und nun noch der Baccaratstandal, in welchem der Prince of Wales eine Rolle spielt!

Der englische Thronfolger ist überhaupt ein in der Weltgeschichte Europas berühmter Mann. Ihm J. B. verdammt man die Entdeckung, daß Herren Armbänder tragen, und verschiedene andere schöne Moden hat er aufgebracht. Da er mit Vorliebe Schulden macht, die er nicht bezahlen kann, soll es oft zu Aufritten zwischen ihm und der Königin, seiner Mutter, kommen, welche für den Herrn Sohn bezahlen muß; so haben sich die Beiden kürzlich öffentlich gezankt.

In diesem Fall hatte er an einem kleinen Tempelvergnügen Theil genommen. Bei uns sind bekanntlich die Hazardspiele verboten; in England hoffentlich nicht. Ein vertrauter Freund des Kronprinzen und Mitglied des hochkaristokratischen Zirkels, innerhalb dessen man seine Zeit und sein Geld auf so anmüthige und nützliche Weise verbringt, mochte beim Spiel und wurde erwünscht. Um den Standal zu verhüten, machte man unter sich ab, nicht von der Sache weiter zu erzählen und ließ den betreffenden „Geldsten der Nation“ und Bienenfreund des zukünftigen Königs — Könige haben, ach, so selten wahre Freunde! — einen Zettel unterschreiben, daß er nie wieder tempeln werde. Indessen, da auch die holde Weiblichkeit von der Sache erfahren hatte, blieb sie doch nicht verschwiegen, und nun ist die königliche Hoheit in der fatalen Lage, vor Gericht zu erscheinen und über besagtes Hazardspiel, Betrug und Freundschaft, Auskunft zu geben, um das monarchische Bewußtsein zu stärken. Der Bericht der „Kön. Ztg.“ schreibt — wie boshaft selbst die „Kön. Ztg.“ doch sein kann! — folgendermaßen:

Die Damen machten fleißig Gebrauch von ihren Stielbrillen und Operngläsern, zumal als kurz nach 12 Uhr der Prinz von Wales eintrat und auf der linken Seite des Lord Oberrichters Platz nahm. Der Prinz sah unbelümmert aus, hat er sich doch an den auf ihm seit mehr als dreißig Jahren lastenden Blick der Öffentlichkeit gewöhnt; indessen wollen genauere Kenner seiner Gesichtszüge doch eine Wolke des Verdrußes darauf bemerkt haben. Angenehm kann es ihm jetzt ebenfowenig sein, auf der Jugendbank zu erscheinen, wie damals im Prozesse Worbaunt; vielleicht viel weniger, denn damals war er noch ein Saufewind mit unabsehbarer Besserungszeit; jetzt aber trennen ihn nur wenige Jahre vielleicht vom Throne, und da muß es ihn doch grämen, daß er, der zukünftige Landesvater, als Bankhalter auftritt, und zwar gerade bei einem Spiele, bei welchem sein persönlicher Freund, Sir W. Gordon-Lumming, als Betrüger entdeckt ward, ohne daß es ihm selbst gelungen wäre, ihn zu schützen. Es heißt, daß die Krankeitsanwandlungen der jüngsten Zeit, die den Namen Grippe und Aderngeschwulst trugen, in Wirklichkeit Prozessverdrüß waren.

Die biederen Methodistin in Süd-Wales aber haben folgende Adresse an ihren künftigen Landesvater gerichtet:

Wir ersehen mit Bedauern aus den Gerichtsverhandlungen, daß der Prinz von Wales in Cranby Croft am 8. September letzten Jahres bei einem Baccaratspiel zugegen war und durch seine Theilnahme an dem Spiel in einer seiner verruchtesten und verderblichsten Formen dieses Vaster unter dem Volke ermutigte. Wir gestatten uns, Sr. Königl. Hoheit vorzustellen, daß ein solches Verhalten den religiösen Sinn des Volkes verlegt, das königliche Haus von der hohen Stellung herabzieht, welche es so lange eingenommen, und außerdem die Liebe und Zuneigung zu dem Throne mindert, welche als Stütze der Religion bisher immer von uns verehrt worden ist und verehrt werden wird.

Pietätlosigkeit ist eben das Charakteristikum der Neuzeit. Nicht einmal Kronprinzen sind ihr zu erhaben.

In dem Staate Dänemark

ist das neueste große Ereigniß der Fall Baare.

Herrn Baare, Mitglied des Staatsraths, Intimus von Bismard — par nobile fratrum! — auf den er einen großen sozialpolitischen Einfluß ausgeübt hat, mit Stumm und Jende der bedeutendste Schlotbaron des Staates, und nicht nur mit Geldsäcken, sondern auch mit Ehren und Würden reich beladen — Herrn Baare ist etwas Unangenehmes passirt.

Der ultramontane Redakteur Fusangel hatte bekanntlich seit einiger Zeit in seinem Blatt behauptet, daß Herr Baare und noch verschiedene andere Ehrenmänner — es waren an achtzig — sich gegenseitig zu niedrig in die Steuern eingeschätzt hätten, wodurch der Staat um Millionen betrogen sei; nur gegenüber den Arbeitern lei bei den Herren ein sehr anerkennenswerthes Rechtlichkeitsgefühl hervorgetreten, indem dieselben niemals zu niedrig taxirt seien. In Bezug auf Herrn Baare speziell hatte Fusangel dann noch einige mysteriöse Andeutungen gemacht, daß dieses Mitglied des Staatsraths, Geheimkommerzienrath und Ehrenbürger von Bochum, Seelenfreund von Bismard, Stütze von Staat und Gesellschaft, nicht recht zwischen Mein und Dein unterscheiden könne; welches freilich für einen so überzeugten Vertreter des

kürzlich vom Papst kanonisierten Eigentums etwas bedenklich ist.

Herr Baare fühlte sich nicht ganz wohl bei der Sache und hielt es für das Beste, diese Anlagen mit stillschweigender Verachtung zu beantworten. Was will denn schließlich so ein laufiger Journalist bedeuten! Das Eigentum ist heilig, wenn es auch Diebstahl ist, und zwar nach dem Strafgesetzbuche Diebstahl; und von seiner reinen Höhe herab singt er:

„Odi profanum vulgus et arceo. Faveto linguis.“
(Deutsch: „Zum Geier mit dem Pack, haltes Maul!“)
Was rührte Herrn Baare ein Fußangel!

Aber die Aktionäre waren weniger erhaben. Der Skandal erschien ihnen zu arg, und sie zwangen Herrn Baare, Fußangel zu verlagern, um sich von den Beschuldigungen zu reinigen.

Zunächst wurde nun sofort festgestellt, daß Herr Baare höchstens ein Drittel seines Einkommens versteuert hat. Die anderen zwei Drittel hat er skrupellos in die Tasche gesteckt. „Geld ist eine schöne Sache“ meint er, und „es stinkt nicht.“

Andere Leute thun zwar in Grunde dasselbe, und lassen andere Leute für sich bezahlen. Aber die machen das mit Hilfe der bekannten Klinker der Gesetzgebung. In diesem Fall ist aber die Klinker nicht in Tätigkeit gesetzt.

Uebrigens ist diese Praxis natürlich allgemein bei unseren bürgerlichen Ehrenmännern, bloß daß nicht Jeder dabei hineinfällt.

Zum zweiten ist festgestellt worden, daß ein Jahr lang in dem Bochumer Gußstahlverein absichtlich zur Irreführung der Steuereinschätzung doppelte Listen über die Gehälter der einzelnen Beamten geführt worden sind. In einer dieser Listen war das Gehalt mit $\frac{2}{3}$, in der anderen mit $\frac{1}{3}$ angegeben. Auf deutsch nennt man das — — — ?

Drittens aber ist eine Betrügerei zu Tage gekommen, wie sie ruchloser gar nicht gedacht werden kann. Denn hier handelt es sich nicht nur bloß darum, daß andern Leuten das Geld aus der Tasche gestohlen ist, resp. ihnen das nicht gegeben ist, was sie zu beanspruchen hatten, sondern hier ist auch mit dem Leben von Menschen in der frevelhaftesten und verbrecherischsten Weise gespielt.

Der Rechtsanwalt Fußangels erklärte:

„Ich stelle hiermit unter Beweis, daß auf dem Bochumer Verein seit 16 Jahren Stempel-fälschungen aller schlimmster Art zu Gunsten des Bochumer Vereins und zu Ungunsten in- und ausländischer Eisenbahnverwaltungen betrieben worden und zwar in der Weise, daß systematisch (!!) die Staatsstempel des Revisors nachgemacht und nach der Schienenabnahme die untauglich befundenen Schienen des Bochumer Vereins mit dem inzwischen angefertigten falschen Stempel abgestempelt wurden. Und dies ist, wie ich behaupte, mit Wissen Baares geschehen.“

Wir geben die genauere Schilderung nach dem Bericht des „Berl. Tagebl.“:

Der Bochumer Verein, eines der größten deutschen Stahlwerke, fertigt namentlich Schienen, Lokomotivachsen, Herzstücke, Näder, Bandagen an, die von inländischen und ausländischen Eisenbahnen bezogen werden. Selbstverständlich muß die Eisenbahnbehörde sich über die gute und vorchriftsmäßige Qualität der Lieferungen derartig vergewissern, daß sie die Garantie für die Güte der Schienen besitzt, um so mehr, als ja von diesem guten Material die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes mit abhängt; bekanntlich kann eine einzige fehlerhafte Schiene Veranlassung zu Eisenbahnunfällen und namenlosem Unglück geben.

Die Abnahme der Schienen etc. geschieht nun unter besonderen Bedingungen durch einen Revisor. Dieser sieht jede einzelne Schiene auf ihre gute Qualität an, weist die fehlerhaftesten (gespaltten und genieteten) zurück und versieht die brauchbaren mit einem besonderen Stempel, welcher letztere sich von einem früher zu gleichem Zwecke benutzten unterscheidet.

Dieses Sicherheitsverfahren soll nun der Bochumer Verein mit Wissen und Willen Baares durch Manipulationen illusorisch gemacht haben, die strafrechtlich mit Zuchthaus geahndet werden.

Die Sache soll ungefähr folgenden Hergang gehabt haben. Der Revisor wurde ins Schienenlager geführt, die Schienen wurden von ihm besichtigt und die brauchbaren an der Kopfseite mit dem Stempel versehen. Während ein Arbeiter in Gegenwart des Revisors die Abstemplung besorgte, wurde, immer nach Fußangel, die Aufmerksamkeit des Beamten für kurze Zeit abgelenkt, die aber genügend war, um den Stempel in ein besonders vorzüglich gehaltenes Stück Blei zu drücken. Dieser Abdruck wanderte in eine besondere Gravirungsanstalt auf dem Bochumer Verein und wurde dort innerhalb weniger Stunden genau nachgeahmt. Wenn der Revisor fort war, wurden die schlechtesten Schienen mit dem nachgeahmten Stempel versehen und als gute weggeschickt. Dagegen wurde von den vom Revisor gestempelten Schienen der Stempel abgefeilt und diese guten Schienen wurden in den nächsten Tagen dem Revisor wieder vorgelegt, der dieselben in gutem Glauben wieder abstempelte. So konnte es kommen, daß allerdings der Revisor so und so viele Male immer dieselben Schienen abnahm. In ähnlicher Weise soll auch mit Herzstücken, Bandagen, Achsen verfahren sein. Außerdem aber will Fußangel nachweisen, daß auch bezüglich der seitens der Eisenbahnverwaltungen getroffenen Vorkehrungsmaßregeln, um nicht bloß fehlerfreie, sondern auch widerstandsfähige Fabrikate zu erhalten, bei dem Vertriebsverfahren ähnliche Missethaten vorgekommen seien. Für die Berechtigung sollen besondere vorzügliche Blöcke vorrätig gehalten und benutzt worden sein, die natürlich die Probe bestanden, worauf dann eine ähnliche Stempelstempelung stattgefunden habe. Für die behaupteten Thatsachen führt Fußangel eine ganze Reihe von Zeugen an. Noch mehr, er behauptet, daß in einzelnen Fällen eine Entdeckung seitens des Revisors stattgefunden habe, daß dann aber die Schuld auf den Arbeiter geschoben worden sei, den man auch vom „Bochumer Verein“ entlassen, sehr bald aber wieder aufgenommen habe, wie der Bericht weiter sich ausgedrückt, er sei zu einem Hüttenhofs hinaus, zum andern wieder hineingegangen.

Daß diese Manipulation zur Kenntnis Baares gekommen sein müssen, resp. daß dieselben mit seinem Wissen und Willen geschehen seien, schließt Fußangel aus der großen Zahl der Fälschungen, daraus, daß die Stempel gewerksmäßig angefertigt wurden. Außer vielen Einzelheiten, die er zur Unterstützung

seiner Behauptungen anführt, und dafür, daß es sich um offiziell betriebene und anerkannte Manipulationen gehandelt habe, weist er auf die lange Dauer der Fälschungen hin (16 Jahre), und daß sich Generationen von Arbeitern, da ja das Arbeiterheer beständig wechselt, an diesen Verbrechen beteiligt haben.

Fußangel selbst schreibt:

Die Stempel werden gewerksmäßig angefertigt. Vom Jahre 1875 bis 1891 ist fortwährend ein Graveur angestellt, der im Bedarfsfälle falsche Stempel verfertigt, nach Abdrücken, welche ihm von seinen Vorgesetzten zu diesem Zwecke übermittelt werden. Diese Aufträge werden, wie ein in meinem Besitze befindliches Lohnbuch aus dem Jahre 1879 beweist, mit Kommissionsnummern versehen eingetragen; von dem Werkstättenreiber wird dies Lohnbuch auf seine Richtigkeit geprüft, und die für die Anfertigung falscher Stempel geforderten Entlohnungen werden anstandslos bewilligt, ein Beweis dafür, daß es sich keineswegs um heimliche Missethaten einzelner Arbeiter oder Meister, sondern um offiziell betriebene und anerkannte Manipulationen handelt.

Und weiter:

Was wollen aber die widerrechtlichen Vermögensvorteile bedeuten gegenüber den Fährlichkeiten, welchen eine über alle Schranken rücksichtslos hinweggehende Profitgier das reisende Publikum aussetzt! Wie viele Eisenbahnunfälle im In- und Auslande, deren Ursachen niemals aufgedeckt werden konnten, müssen vielleicht auf die Leichtfertigkeit zurückgeführt werden, mit welcher die Leitung des Bochumer Vereins minderwertige Schienen und Achsen den Eisenbahnverwaltungen ausgingeigt hat.

Wenn ein Kerl auf der Landstraße einen Menschen todtschlägt, um ihm sein Geld zu nehmen, so nennt man das einen Raubmord, und der betreffende arme Teufel wird hingerichtet. Was will man mit einer Bestie machen, welche kaltblütig vielleicht Tausende von Menschenleben geopfert hat des Profits wegen? Natürlich wird ja die Untersuchung ergeben, daß es Herr Baare „nicht gewesen ist“, sondern irgend eine untergeordnete Persönlichkeit. Herrn Baare meinen wir also auch nicht mit der „Bestie“; wir meinen nur die betreffende Persönlichkeit.

Auf der Hörder Hütte und den Stahlwerken zu Dönnabrück sind bekanntlich vor einigen Jahren ähnliche Vorgänge zur öffentlichen Kenntnis gelangt. Einige untergeordnete Persönlichkeiten wurden damals streng bestraft, während die Leiter der Werke frei ausgingen. Die Berichte hatten es damals nur mit einzelnen Fällen zu thun, und man konnte ja sagen, daß einige Arbeiter und Meister, um die Nachteile nachlässiger Arbeit zu beseitigen, eine Anzahl minderwertiger Schienen oder fragwürdiger Lokomotivachsen mit falschen Stempeln versehen unter den besseren Fabrikaten verschwinden ließen. Beim Bochumer Verein zieht diese Ausrede nicht mehr.

Die Erklärung des Herrn Baare ist klassisch: Das machen sie Alle, und außerdem sei er oft vier Wochen lang nicht in das Etablissement gegangen und könne daher nicht verantwortlich gemacht werden für die betrügerischen Vorgänge des Bochumer Vereins. Wir wollen ihm das glauben, obwohl es uns sehr schwer wird angeht, die Thatsache, daß Herr Geh. Kommerzienrath Baare seit einiger Zeit ein Baiffengagement von mehreren Millionen Mark an der Berliner Börse unterhält, allein bei einem Privatbankier in der Oranienburgerstraße*) von ca. 4 Millionen Mark. Mit solchen Summen auf der Rückgang der Aktien seines eigenen Instituts zu spekulieren, dazu muß man doch mindestens einige Kenntnis von den Vorgängen innerhalb der Gesellschaft haben. (Wird Herr Baare übrigens den nach Hunderttausenden zählenden Gewinn bei dieser Operation auch der Steuer entziehen?)

Eine sehr interessante Geschichte, die bis jetzt noch nicht in dem Prozeß vorgekommen ist, können wir dem Rechtsanwalt Kohn noch für eventuelle Verwerthung mittheilen: die sonderbare Buchung des Aktienkapitals. Im Buchen ist Herr Baare ja ohnehin stark. Wir drücken uns absichtlich so mild aus, denn, da das Gesetz solche Manipulationen gestattet, dürfen wir eine richtige Kritik an den Buchungen des Herrn Baare nicht üben. Das ändert aber nichts an dem Thatbestand, aus dem die volle Leichtfertigkeit hervorgeht, mit der Herr Baare mit fremdem Eigentum umgeht. Das Aktienkapital des Bochumer Gußstahlvereins beträgt 21 000 000 Mark. Davon sind 15 Millionen älteres Kapital und 6 Millionen Mark erst neuerdings, vor ca. Jahresfrist zum Zwecke des Erwerbs der Zeche Hasenwinkel und der Aktien der Stahlindustrie ausgegeben. Da damals die Konjunktur für Bergwerke noch auf dem Höhepunkt stand, so konnte Herr Baare diese 6 Millionen Aktien mit einem Agio von 120 pCt., gleich 7 200 000 Mark, den armen Aktionären anschmiegen. Damit hätte man sich nun begnügen sollen. Allein, das schien den Herren noch nicht genug. Sie legten dieses Agio von 7 200 000 Mark in den Reservefonds. Der Reservefonds hat nun aber den Zweck, den Gesellschaften in schlechten Zeiten einen Rückhalt zu bieten und etwaige Betriebsverluste daraus zu decken. Daher ist es einfach eine unverantwortliche Buchung gewesen, wenn man diese 7 200 000 Mark in den Reservefonds that und nicht zu den Aktivis. Wenn Jemand zur Zeit einer überschraubten Konjunktur ein Werthobjekt zu einem Preise kauft, der heller Bahn sein ist und der nur gezahlt werden kann, wenn alle Welt sich in einem Kauf befindet und alles doppelt so hoch bewerteter als in normaler Zeit, so darf es doch nicht willkürlich den kleineren Theil des Ankaufspreises nur als Aktivum buchen und den größeren als „Reserve“. Herr Baare zahlte s. Bt. 11 1/2 Millionen Mark für genannte Zeche Hasenwinkel resp. die Aktien der Stahlindustrie, einen Preis, den nie Jemand dafür wieder zahlen wird, und bucht gleichwohl nur ca. 5 1/2 Millionen Mark von dieser Summe als Aktientapital, die anderen ca. 7,2 Millionen als Reserve. Die Aktionäre sind dadurch doppelt geschädigt. Einmal haben sie innerhalb

*) Paul Merling.

1 1/2 Jahren an dem Cours der Aktien von 290 pCt. bis 115 pCt. = 175 pCt. verloren und dann werden dieselben Aktionäre jetzt das struppellose Verfahren des Herrn Baare zum zweiten Male an ihrem eigenen Leibe erfahren. Denn, es steht wohl ziemlich fest, daß die Aktionäre für die Materialfälschungen der Leiter auf Jahr und Tag hinaus nicht nur eine Dividende nicht erhalten werden, sondern daß nunmehr in Folge der famosen und späßhaften Anwendung der doppelten Buchführung des Herrn Baare der „Reservefonds“ herangezogen werden wird. Ja, noch mehr. Herr Baare hat sich auf diesen stolzen und widersinnig hineingeschmuggelten Reservefonds von 7 Millionen nicht wenig eingebildet, er hat bereits den älteren Reservefonds von 3 Millionen — den wirklichen echten Reservefonds, weil aus dem Betrieb erspart — für sein leichtfertiges Filialengagement in Savona verausgabt, das bekanntlich Verluste in dieser Höhe erbracht hat. Herr Baare hat es demnach fertiggebracht, eines unserer blühendsten Industrie-Unternehmen zu vernichten. Und, wie nachgewiesen, zum großen Theil durch seine logisch falsche, gesetzlich leider gestattete, Buchung. Wenn der Staat jetzt den Verein regresspflichtig macht, so geht der neue 7 Millionen Reservefonds in alle Winde, der alte von 3 Millionen ist schon gleich dem Stern des Doria in die Unterwelt — ins Ausland — gewandert und das Bergwerk Hasenwinkel steht nun mit einer wahnsinnigen Summe zu Buche. Man braucht von einem Generaldirektor und dessen Unterdirektoren schließlich nicht zu verlangen, daß sie doppelte Buchführung verstehen, aber man darf doch verlangen, daß sie dann einen Buchhalter für 1200 Mk. Gehalt anstellen, der sie auf das Verwerfliche ihrer Buchhaltungsleitung aufmerksam machen könnte. Oder sollte Herr Baare doch Kenntniß von seiner Handlungsweise gehabt haben und gerade deshalb mehrere Millionen Mark seiner Bochumer Aktien wohlweislich an der Börse gefigt (d. h. vorverkauft) um sie in dem späteren Tohuwabohu für ein Butterbrod zurückzuerstehen) haben??? Der Konnex zwischen der Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck (Fideikommissstempel, Belsenfonds etc.) und der unersetzten Gebahrung des Ehrenbürgers von Bochum liegt ziemlich klar. Und solche Leute sind die Träger von Kultur und Moral im schönen Deutschland!

Verschiedenes.

— Daß die sogenannten bürgerlichen Klassen in allen Kulturländern heutzutage die Macht in Händen haben, daß die Kapitalmacht in ihrem Interesse Kriege anzetteln und in die Länge ziehen kann, dafür ist der Bürgerkrieg in Chili ein Beweis.

Den äußeren Anlaß der Unruhen bildeten die persönlichen Gegensätze, die sich zwischen dem Präsidenten Jose Manuel Balmaceda und der Majorität des Kongresses ausgebildet hatten. Der wirkliche Anlaß aber war das Bestreben von Kapitalisten, sich die Herrschaft über die chilenischen Salpeterlager anzueignen. Chilisalpeter bildet den bedeutendsten Ausfuhrartikel Chilis, und die ganze Welt ist mit ihrem Bedarf an demselben auf die Produktion jenes Landes angewiesen. Englische Kapitalisten, besonders der sogenannte „Salpeterkönig“ Colonel North, versuchten, die Salpeterproduktion Chilis unter ihre Kontrolle zu bringen, um so durch die bekannten kapitalistischen Mittel — Einschränkung der Produktion u. s. w. — die Preise des Salpeters künstlich in die Höhe zu treiben und Millionen aus ihrem Monopol herauszuschlagen. Die chilenische Regierung hatte natürlich entgegen gesetzte Interessen und Balmaceda bestrebt sich, den Vortheil aus der Salpeterproduktion in die Tasche der chilenischen Regierung resp. in die eigenen Taschen zu leiten. Englisch Kapital schürte die Opposition in der Kammer, bis es zum Bürgerkrieg kam. Englisch Kapital unterstützte die Aufständischen, wie daraus ersichtlich ist, daß die Führer der Schiffe der chilenischen Insurgenten ihre Zahlungen in Wechseln machen, die auf englischen Banken, zum Theil sogar auf Banken ausgestellt sind, die unter der Kontrolle des vorerwähnten Salpeterkönigs North stehen.

Präsident Balmaceda's Amtstermin läuft nach fünfjährigem Regiment im September dieses Jahres ab, und da nach der Verfassung seine Wiederwahl nicht zulässig ist, so wird mit jener Zeit der Präsidentensth frei. Da sich der Aufstand angeblich nur gegen Balmaceda's Person richtet, so würde damit auch das Weiterführen des Kampfes hinfällig. Aber der Krieg gerührt nicht bloß Menschenleben, er zerstört noch viel mehr Eigentum und erzeugt in seinem Verlaufe Waarenabfall, welcher einen schönen Dollar Profit in die kapitalistischen Taschen leitet. „There is money in it“ und New-Yorker Kapitalisten werden ganz offen beschuldigt, daß sie auf künstliche Weise die chilenischen Kämpfe verlängern, um ihre Lieferungen an die beiden feindlichen Parteien fortsetzen und den daraus resultierenden Profit, der sich natürlich auf Millionen beläuft, einstecken zu können, und daß die chilenische Revolution längst beendet wäre, hätten nicht die New-Yorker Handelsfirmen W. R. Grace u. Co., Hanover Square und Charles R. Flint u. Co., Pearlstraße, ihre Hände im Spiel. Die eine dieser Firmen sieht auf Seite der Insurgenten und versieht diese mit allem möglichen Kriegsbedarf, die andere auf Seite Balmaceda's und leistet diesem dieselben Dienste. Als Sicherheit für ihre Lieferungen soll einer der Firmen die Ausbeutung eines bedeutenden Salpeterwerkes in Chili zugesichert sein.

Die betreffenden Firmeninhaber leugnen natürlich, aber es ist Thatsache, daß erst vor wenigen Tagen wieder der United States und Brazil Rail Vins 350 Kisten mit Gewehren und 75 000 Pakete mit Patronen von Flint u. Co. nach Süd-Amerika verschifft worden sind.

Es wird sogar gemunkelt, daß man die „Itata“ habe entlassen lassen, weil der Sekretär der „Ber. St.“, Blaine, mit der Firma, welche die Waffen lieferte, befreundet ist. Der Dampfer „Charleston“, welcher angeblich zur Verfolgung der „Itata“ abgeschickt wurde, ist in dem mexikanischen Hafen Acapulco angekommen. Die „Itata“ hat er natürlich nicht gefunden. Jetzt hat er auch keine oder nur sehr wenig Kohlen mehr und wird sich wahrscheinlich nicht sehr beirren, sie zu bekommen. Inzwischen segelt die „Itata“ mit der Ladung von Gewehren und Munition, welche Grace u. Co. in New-York geliefert haben, nach Süden weiter. Der Fortschritt des Vorkriegsrechts ist Genüge geschehen und Grace und Co. werden wahrscheinlich ein gutes Geschäft machen.

Wie die amtliche „Statistische Monatschrift“ mittheilt, wurden in den vier Jahren 1886 bis 1889 in Oesterreich 42 756 Realitäten **zwangsweise versteigert**. Bei 23,8 pCt. überstieg der erzielte Kaufschilling nicht den Betrag von 200 Gulden, bei 41 pCt. stieg er bis 1000 Gulden, bei 32,2 pCt. bis 10 000 Gulden, nur bei 3 pCt. stieg er über 10 000 Gulden, bei 0,1 pCt. über 100 000 Gulden. Mit 97 pCt. ist also der (ländliche und städtische) kleine mittlere Grundbesitz an diesen Zwangsverkäufen betheiligt.

— Zur Lage der Landarbeiter. Der konservative Abgeordnete Graf Holstein besitzt zwei Güter; das Gut Waternberdorf umfaßt einen Flächeninhalt von 4500 Morgen, hiervon fallen auf den unter feiner engeren Verwaltung stehenden Haupthof 2000 Morgen, auf einen verpachteten Hof 1000 Morgen, auf 11 Bauern à 120 gleich 1320 Morgen, auf 60—70 Arbeiter à 1/2 Morgen Garten- und 1/2 Morgen Wiesenland gleich 121 Morgen. Der Haupthof beschäftigt im Sommer ca. 60, im Winter ca. 30 Arbeiter, der Pächterhof 30 und 18 Arbeiter, die übrigen finden im Forstwesen und Tischhandwerk ihre Beschäftigung. Die Arbeitszeit ist im Sommer von 6—6 Uhr, mit 1/2 Stunde Frühstück- und 1 Stunde Mittagspause, im Winter von Tag zu Tag. Der Tagelohn beträgt von März bis Oktober 90 Pf., vom Oktober bis März 75 Pf.; im Sommerhalbjahr wird während 6 Wochen (Erntezeit) 1,20 Mk. bezahlt; in dieser Zeit wird den Arbeitern die Miete von 27,90 Mk. abgezogen, und zwar in der Weise, daß der Mann 12 Tage à 1,20 Mk. und die Frau 15 Tage à 90 Pf. zur befohlenen Zeit umsonst arbeiten müssen. Kleinere Vergaben, wie Räumeltrinten, Zusätkommen zur Arbeit und dergleichen bestraft der Graf mit Wohnungswechsel, indem er dem Arbeiter einen weiteren Weg zur Arbeit schafft. Als Schiedsrichter fungirt der Pächter. Die zwei gleichen Schulen, welche der Graf erhält, haben à 70 Kinder (nur Bauern- und Arbeiterkinder). Beide Lehrer sind nahe an 70 Jahre alt und wünschen ihre Entlassung. Von dem ermächtigtsten Abzug der Besteuer zur Invaliditäts- und Altersversicherung macht der Graf pünktlich Gebrauch; wöchentlich sind es 10 Pf. Alle umliegenden Güter haben freiwillig den Tagelohn um 20 Pf. erhöht, wozu der Graf sich nicht veranlaßt fühlt. Alle sozialistischen Untriebe

werden allgemein mit Entlassung bestraft, und da die Arbeiter bei ihrer gedrückten Lage nicht fort können, müssen sie ausharren, weil Entlassung soviel wie Existenzlosigkeit für sie bedeutet.

— Passende Stellung für einen Lehrer. In dem Kreisblatt für den Kreis Anklam (Prenzlau) findet sich wörtlich folgende Bekanntmachung: „Als Feldhüter für den Feldbezirk des Gutsbezirks Stolpe und Reuhof ist der emeritirte Lehrer Otto Bartel von mir befristet worden. Anklam, den 27. Juni 1890. Der Landrath: v. Somnitz.“

Unsere Väter und Großväter lehrten uns noch: Kind, wenn du ein Stück Brod wegwirfst, begehst du eine Sünde. Der Grundgedanke dieses tiefstlichen Lehrsages ist kein anderer als der, daß sich mit dem weggeworfenen Stück Brod möglicher Weise ein Zweiter seinen Hunger füllen könnte. Sind **Heringe** etwa keine Nahrungsmittel, kein Brod für die Menschen? In dem Küchenzeitalter der Bevölkerung von Norddeutschland spielt der Hering eine große Rolle. Und doch verwendet man dieses Nahrungsmittel als Düngemittel, damit nur die reichen Fischhändler ihre alten Preise und damit ihre großen Profite aufrechterhalten können. Nach altväterlicher Auffassung ist dieses eine große wirtschaftliche Sünde, doch die Gegenwart ist in moralischer Beziehung nicht mehr so feinsüßig; sie findet im Gegenteil die Sache ganz in der Ordnung, wenn Nahrungsmittel im Interesse des dreimalheiligen Profites in Düngemittel umgewandelt werden. Nachstehende Notiz wird von vielen Blättern des Aus- und Inlandes ohne jedwede Bemerkung gebracht:

„Heringe im Ueberfluß. So zahlreich wie in diesem Frühjahr sind die Heringe seit Jahren nicht mehr an die Ostküste gekommen. Bis in die kleinsten Buchten der dänischen Westküste sind sie vorgebrungen und in solchen Mengen, daß nach Wiederküster Blättern, Wiederküster kürzlich in der Nähe der Wiederküster-Bade-Anstalt mit einem Fuge mit dem großen Garn ungefähr 800 Ball, also rund 6400 Heringe fangen konnten. Ueberhaupt ist der Fang schon seit vielen Wochen ein außerordentlich reichlicher, für die Fischer ein zu reichlicher, weil die Preise in Folge des massenhaften Angebots so niedrig geworden sind, daß die Fischer kaum die Abnähungskosten des Geschirres aus dem Erlös für den Fang decken können. Ein Mönch, guter Fischer, kam vor einigen Tagen mit einem Fange von 800 Ball

nach Greifswald, als Erlös nahm er 7 Mark heim. Es ist vorzuziehen, daß das Ball Heringe mit einundeinhalb Pfennig bezahlt ist, fünf bis zehn Pfennig ist nun seit Wochen Durchschnittspreis. Und selbst zu diesen Preisen ist die Waare kaum noch abzusetzen. Vor einigen Tagen wurden zwei große Fuhren Heringe aufs Feld als Dünger gefahren, weil sie überhaupt nicht zu verwerthen waren.“

Zu gleicher Zeit, wo man schrieb, daß die Heringe nicht zu verwerthen sind, leiden ungezählte Tausende in Deutschland thätigkeitslos Hunger. Die Fischer lösen kaum so viel für die eingefangenen Heringe, um die Kosten für die Abnähung des Geschirres decken zu können. Für die Fischer ist der reiche Heringfang ein Fluch und auch die konsumierende Bevölkerung darf an diesem Segen der Natur nicht partizipiren. Und damit die armen Fischer an den Gestaden der Ostsee ja daran glauben, daß wir trotz alledem in der „besten der Welten“ leben und daß eine andere Wirtschaftsordnung, als die gegenwärtige, überhaupt nicht möglich ist, wird ihnen ad oculos bewiesen, daß sie gar keine Nahrungsmittel, sondern nur Dünger mit ihren Netzen aus den Fluthen des Meeres herausgezogen haben.

— Die Proletarisierung der gebildeten Klassen. Wie bei denjenigen Arbeitern, die nur körperlich angestrengt werden, ein Ueberangebot von Kräften sich geltend macht, trotzdem Millionen Menschen noch mit Waaren, also mit Arbeitsprodukten versorgt werden müßten, so ist auch auf dem Gebiete der geistigen Produktion ein Ueberangebot vorhanden, obwohl die Bedürfnisse noch gesteigert werden könnten. Augenblicklich wird von der „Deutschen Bauzeitung“ ein Warnungsruf veröffentlicht, der die Proletarisierung der Regierungs-Baumeister ankündigt. Denn was bedeutet es anders als Proletarisierung, wenn nach einer Berechnung der „Deutschen Bauzeitung“ sich für die jüngsten Anwärter unter den Technikern eine theoretische Wartezeit bis zum Bau-Zinspektor bei der Eisenbahnverwaltung von 15, beim Hochbau von 14 und beim Wasserbau von 23 Jahren ergibt? In der Zwischenzeit können die armen Teufel von „Anwärtern“ hungern! Vielleicht lernt dann doch der Eine oder der Andere begreifen, daß die geistig wie körperlich arbeitenden Proletarier das gemeinsame Bestreben haben müssen, eine Wirtschaftsordnung herzustellen, in der das Recht auf Arbeit gesichert ist.

Fachverein der Tischler.
Am Montag, den 15. Juni, findet das
XI. Stiftungs-Fest
des Vereins in der
„Neuen Welt“, Hasenhaide, statt.
Konzert, Festrede, gehalten vom Reichstags-Abgeordneten **W. Liebknecht**.
Auftreten des gesammten Künstler-Personals.
Sommernachts-Ball
im Bal champêtre.
Großes Brillant-Jewelerwerk.

Die Kaffeelücke ist von 2 Uhr an geöffnet. Jedes Kind erhält am Eingang eine Stodlaternen gratis. Abends Fackelzug. Programm gratis an der Kontrolle. — Herren, welche am Tanz theilnehmen, zahlen 50 Pfennig nach. Billets à 30 Pf. sind auf allen Zahlstellen des Vereins, sowie bei folgenden Herren zu haben:

Apelt, Sebastianstr. 27/28; Glode, Kaufherstr. 52, 3 Tr.; Wiedemann, Wallstr. 7/8 (Arbeitsnachweis der Tischler); Wende, Wienerstr. 37, v. 2 Tr.; Monien, Kreuzbergstr. 9, Duergel. 3 Tr.; Schulz, Briegerstr. 42, v. 4 Tr.; Niefe, Adalbertstr. 9, v. 4 Tr.; Haberland, Reichenbergerstr. 161, v. 2 Tr.; Hoffmann, Straußbergstr. 36, Hof 4 Tr.; Kambow, Dieffenbachstr. 70, v. 2 Tr.; bei Niehse; Potengowski, Rossenerstr. 40, Hof part.; Witte, Jnvaldenstr. 21, v. 2 Tr.; Lenz, Dieffenbachstr. 67, v. 1 Tr. bei Walther; Recke, Frobenstr. 18, Hof 2 Tr. bei Schirmer; Bolan, Wienerstr. 30, v. 4 Tr.; Brose, Rixdorf, Berlinerstr. 114, 1 Tr.; A. Schmidt, Grüner Weg 105, Hof Duergel. 2 Tr.; Hänsler, Schulstr. 51; Bogasch, Friedenstr. 89, 3 Tr.; Hein (Neu-Weissenhof), Charlottenstr. 156; Reichert, Färberingerstr. 25, Hof 1. 2 Tr.; Brubns, Wangelstr. 61; Hegeler, Briegerstr. 40; Grünert, Mantuffelstr. 64, 2 Hof 4 Tr.; Koblenzer, Adalbertstr. 96; Franz, Chorinerstr. 18; Klawitter, Doppelnerstr. 16, 3 Tr.; J. Conrad, Barwalderstr. 58, Duergel. 2 Tr.; Hinz, Barwalderstr. 8, Hof 1. 4 Tr.; A. Rubin, Admiralstr. 37, v. 4 Tr. bei Steg; D. Klein, Kottbuser Damm 14; Wilschke, Junferstr. 1; Kerkau, Jahnstr. 8; G. Schulz, Admiralstr. 40; Meiss, Mariannenstr. 13, v. 4 Tr.; Georgi, Simonstr. 22, v. 4 Tr.; Zeige, Sorauerstr. 4, v. 1 Tr.
Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den sechsten Berliner Reichstags-Wahlkreis.

Große Versammlung
am Dienstag, den 16. Juni 1891, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn **Knebel**, Badstraße 58.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Genossen Wilhelm Werner über: „Ferdinand Lassalle.“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten.
Gäste haben Zutritt.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht **Der Vorstand.**

Maler, Anstreicher u. Berufsgegnossen Berlins u. Umgegend.

Große öffentliche Versammlung
am Sonntag, den 14. Juni, Vormittags 10¹/₂ Uhr, im „Moabiter Schützenhaus“ (Zulges), Wilsnaderstraße 63.

Tages-Ordnung: 1. Vorkonferenzen. (Referent: Kollege J. Hohlwegler.) 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. — Zur Deckung der Unkosten Entree nach Belieben.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht **Der Vertrauensmann.**

E. M. Wilschke, Junkerstrasse 1, Katzbachstr. 1 (Ecke der Fortstr.)

Cigarren u. Tabacke, Pfeifen u. Cigarrenspitzen, alle Sorten Cigarretten.

Zahlstelle der „Volksbühne“, der Bildungsschule und des Wahlvereins.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsachen, Bestellungen nach Maß, empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimmick, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Verein der Sattler und Fachgenossen.
Bersammlung

am Sonnabend, den 13. Juni 1891, Abends 8¹/₂ Uhr, im Lokale „Dresdener Garten“, Dresdenerstraße 45.

Tages-Ordnung: 1. Das Arbeiterschutzgesetz vor dem deutschen Reichstag, und welchen Werth hat dasselbe für den Arbeiter? Referent: Genosse Vint. 2. Diskussion. 3. Ausgabe der Billets zum Wasser-Corso. 4. Verschiedenes und Fragelasten.

Hierzu ladet ein **Sonnabend, den 18. Juli: Großer italienischer Wasser-Corso** im Müggel-See verbunden mit **Sommernachts-Ball** in der Borussia-Brauerei in Nieder-Schönweide.

Jahresheine für Herren 1 Mk. inkl. Tanz, Damen 75 Pf. sind in der Versammlung, sowie bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern zu haben.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein **Herren-Garderobe-Geschäft** verbunden mit großem Lager von in- und ausländischen Stoffen zu soliden Preisen.
Franz Trunz, Belle-Alliance-Platz 6a.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein reichhaltiges Lager von **Cigarren, eigenes Fabrikat Tabak und Cigaretten.**
J. Ulbrich, Skalitzerstr. 41, nahe d. Kaufinger Platz.

Cigarren eigener Fabrik von **Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.** Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Die Administration der Familien-Bibliothek für das arbeitende Volk illustriertes sozialdem. Journal, sucht

Kolporteurs für Deutschland. Probehefte gratis und franko. Bedeutender Rabatt. Administration der Familienbibliothek. VII Kaiserstraße Wien Nr. 117.

Allen Parteigenossen empfehle **blaue Jacken, Gloufen und Arbeitshosen** zu enorm billigen Preisen
Gustav Weihrach, Forst i. L., Karlstraße 3.

Cigarren u. Cigaretten Hamburger Shag u. swaten Krusen. **W. Schweitzer, Rixdorf, Hermannstr. 153.**

Empfehle mein **Weiß- und Bairischbier-Lokal** **O. Witzke, Skalitzerstr. 61.**

Allen Parteigenossen empfehle meine **Destillation nebst Bier-Lokal** **O. Zabel, Frankfurter Allee 90, Ecke Röglinersstraße.**

Weerschbaum-, Bernstein- u. Eisenbeinwaaren. Spezialität: Portraits bewährter sozialistischer Führer, Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfe, Schlipsnadeln, Manschettenknöpfe, Stöcken und en gros. **Broden, en detail.**

B. Günzel Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Die **Polportage-Buchhandlung** von **H. Winner, Fierlohn, Ohl 19,** liefert auf Verlangen alle literarischen Werke, welche von Max Schippel-Berlin (Berliner Arbeiter-Bibliothek), J. H. B. Dieck-Stuttgart und vom Verlag des „Vorwärts“ herausgegeben werden. — Empfehle den Genossen gleichzeitig die Bilder: „Triumph der Arbeit“ und „Karl Marx“, sowie in kleinerem Format: Ferd. Lassalle, Geib, Bracke, Kräder, Heinderts, Kaiser, Hasenclover u. A.

Stempel aus Kautschuk und Metall liefert schnell und billig die Fabrik von **Robert Hecht, BERLIN S., 55, Oranien-Str. 55.** Wiederverkäufern hohen Rabatt.

Bestellungen auf die „Berliner Volks-Eribüne“ nimmt für Fierlohn und Umgegend entgegen **H. Winner, Fierlohn, Ohl 19.**

Den Parteigenossen empfehle beim Besuch von Friedrichsfelde mein **Cigarren- und Tabakgeschäft.**

W. Baum, Friedrichsfelde, Prinzen-Allee 15.

Franzbinderei u. Blumenhandlg. von **J. Meyer**

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Bekannte Preise. Auch Versandt. Pünktlich und gut. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Wendts Salon Köstlicherstraße 17, früher Brandenburgstr. 33. Empfehle allen Freunden und Genossen meinen **Ball-Salon.**

Rudolph Wendt.

Cigarren-Geschäft **F. Wiese**

Kottbuser Platz, Ecke Skalitzerstraße 15 wird Qualitätswaren in empfehlende Erinnerung gebracht.

Heimath.

Ihr kammert Euch in kleinlichen Gedanken
An jenes Land, wo Zufall Euch gebar,
Und fñhlt Euch wohl in seinen engen Schranken.
Ob menschlich jemals solche Liebe war?

Heil Euch! — so mögt ihr dort Euch auch begraben,
Genüßsam und zufrieden, klein und klug!
Doch jene, welche Blut im Herzen haben,
Sie fñhlen solche Grenzen nur als Fluch!

Sie lieben auch die Heimath, doch sie breiten
Nach außen kräftig ihre Arme aus,
Und wenn sie heimwärts dann die Schritte letzen
Wird ihnen zum Gefängniß nicht ihr Haus!

John Henry Macdonald („aus Sturm“).

Gewissensqual

(Nachdruck
verboten.)

von
August Strindberg.

(Deutsch von Gustav Lichtenstein.)

4. Fortsetzung.

Herr von Bleichroden ließ seine Blicke durch den schönen Raum schweifen, um die Schreckbilder zu verjagen, die er hervorgerufen hatte. Sein Auge irrte und irrte umher, bis es auf der, der Apfiss gegenüberliegenden Wand haften blieb. Dort hing ein kolossaler Kranz, in welchem mit Buchstaben, die aus Tannenreis zusammengesetzt waren, ein Wort geschrieben stand. Er buchstabirte das französische Wort Noël und wiederholte leise: Weihnacht. Welch ein Dichter hatte dieses Zimmer gedichtet? Welcher Menschenkenner, welcher tiefer Geist hatte so verstanden, das schönste und reinste aller Andenken zu wecken? Muß nicht das unnaechtere Gehirn jene brennende Sehnsucht nach Licht und Klarheit empfinden, wenn es sich erinnert der Feier des Lichtes, da die düsteren Tage am Schlusse des Jahres ein Ende nehmen oder doch wenigstens verheißt es zu thun! Muß nicht der Gedanke an die Kindheit, da kein Streit des Bekenntnisses, kein politischer Haß, kein ehrfürchtiger, eitler Traum das Rechtsgefühl eines reinen Gemüthes verdunkelt, muß nicht dies einen Ton in der Seele anschlagen, der das Heulen der wilden Thiere überstimmt, das man später draußen im Leben vernimmt, im Kampfe nach Brot, häufiger nach Ehre! Er dachte und fragte sich: wie kann der Mensch, der als Kind fromm ist, so schlecht werden, wenn er älter wird? Ist es die Erziehung, die Schule, jene gepriesene Blume der Kultur, die uns lehrt, schlecht zu werden? Vielleicht! Was lehren uns die ersten Lehrbücher? dachte er. Sie lehren uns, daß Gott ein Rächer ist, der die Sünden der Väter heim sucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht; sie lehren uns, daß diejenigen Helden sind, die Völker gegen einander reizen, die Länder und Reiche rauben; große Männer diejenigen, welchen es ge glückt ist, Ehren zu erreichen, deren Wichtigkeit zwar alle einsehen, aber alle erstreben; Staatsmänner die, welche mit List große Ziele erreichen, nicht hohe, wo das ganze Verdienst höchstens im Mangel an Gewissen bestehen kann, das allerdings immer steigen wird im Kampfe gegen die- jenigen, welche ein Gewissen besitzen! Und damit unsere Kinder alles dies lernen sollen, legen sich die Eltern Opfer auf, entbehren, leiden Qual durch die Trennung von den Kindern! Wenn die Welt nicht ein Irrenhaus ist, dann ist auch dieser Ort nicht der vernünftigste, an dem er jemals gewesen war!

Er betrachtete jetzt wiederum das einzige geschriebene Wort in der ganzen Kirche, und er buchstabirte es von Neuem; da begann in den verborgensten Winkeln seines Gedächtnisses ein Bild emporzusteigen, wie wenn der Photograph das Eisenvitriol über die graue Negativplatte spülen läßt, wenn sie der Kamera entnommen wird. Er glaubte den letzten Weihnachtsabend in Szene gesetzt zu sehen. Den letzten? Nein, da war er in Frankfurt. Also den vorletzten. Es war der erste Abend, den er im Hause seiner Braut zugebracht, denn am Tage vorher hatte er sich verlobt. Jetzt sieht er das Haus des alten Pastors, seines Schwiegervaters; er sieht den niedrigen Saal mit dem weißen Schranke, das Klavier, die Zeisige im Bauer, die Balsaminen am Fenster, das Spind mit der Silberkanne und den Tabakspfeifen, von denen einige aus Meerschaaum, andere aus rothem Thon waren; und in dem Hause wirt und schafft die Tochter und hängt Rüsse und Äpfel in die Tannenzweige. Die Tochter des Hauses! Wie ein Blitz schlägt es ein in das Dunkel seiner Seele, aber wie ein schönes, ungefährliches Wetter- leuchten im Spätsommer, das man betrachtet, ohne ein Donnern zu fürchten. Er ist verlobt, er ist verheirathet, er hat ein Weib, sein Weib, das ihn wieder an das Leben fesselt, das er früher gehaßt und verachtet. Aber wo ist sie? Er muß sie sehen, sprechen, sogleich! Er muß zu ihr fliegen, denn sonst würde er vor Ungeduld vergehen.

Er eilte aus der Kirche und stieß sofort auf den Arzt, der ihn erwartet hatte, um die Wirkung des Kirchen- besuches zu beobachten. Herr von Bleichroden ergriff den Arzt bei den Schultern, sah ihm gerade in die Augen und fragte, indem ihm der Athem stockte:

„Wo ist meine Frau? Fñhren Sie mich sogleich zu ihr! Sogleich! Wo ist sie?“

„Ihre Frau und Ihre Tochter“, sprach der Arzt ruhig, „erwarten Sie unten in der rue de Bourg.“

„Meine Tochter? Ich habe eine Tochter!“ rief der Patient aus und fing zu weinen an.

„Sie sind gefñhllvoll, Herr von Bleichroden“, meinte der Arzt lächelnd.

„Jawohl, Doktor, hier muß man es werden!“

„So kommen Sie denn und kleiden Sie sich zum Ausgehen an“, sprach der Arzt und ergriff seinen Arm, „in einer halben Stunde sind Sie bei den Ihrigen, und da sind Sie wieder bei sich selbst!“

Und sie verschwanden in den großen Flur.

Herr von Bleichroden war ein völlig moderner Typus. Urenkel der französischen Revolution, Enkel der heiligen Allianz, ein Sohn des Jahres 1830. Zerschellt wie ein zwischen den Klippen der Revolution und Re- aktion Verunglückter. Als er mit zwanzig Jahren zu einem bewußten Leben erwachte und ihm die Schuppen von den Augen fielen, so daß er sah, in welches Lügen- netz er eingewebt war, da dankte ihn, als ob er nun erst erwacht oder als einzig Vernünftiger, in einem Irren- hause eingesperrt gewesen wäre. Und da er nicht ein einziges Loch in der Mauer entdecken konnte, durch welches er ins Freie hätte gelangen können, ohne einem vorgestreckten Bajonett oder der Mündung eines Gewehres zu begegnen, da erfaßte ihn Verzweiflung. Er hörte auf, zu glauben, selbst an die Rettung, und warf sich in die Opiumkneipe des Pessimismus, um wenigstens den Schmerz zu betäuben, da es keine Heilung gab. Schopenhauer wurde sein Freund, und später fand er in v. Hartmann den brutalsten Verkündiger der Wahrheit, den die Welt gesehen.

Aber die Gesellschaft rief ihn und verlangte, ihn irgendwo einverleibt zu sehen. Herr von Bleichroden warf sich auf die Wissenschaften und erwählte davon eine, welche die möglich geringste Berührung mit der Gegen- wart hatte: die Geologie, oder besser einen Zweig der- selben, der das Thier- und Pflanzenleben einer vergangenen Welt behandelte, die Paläontologie. Als er sich fragte: zu welchem Nutzen für die Menschheit? konnte er nur antworten: zum Nutzen für mich! Zu einem Betäubungs- mittel! Er konnte keine Zeitung lesen, ohne den Fanatis- mus wie einen dämmern den Wahnsinn emporsteigen zu fühlen, und deshalb hielt er alles, was ihn an Mitwelt und Gegenwart erinnern konnte, von sich fern; er hoffte in einer theuer erworbenen, erlängten Stupidität seine Tage in Ruhe und unter Verbeibehaltung seiner Vernunft zu verbringen. Er heirathete; er vermochte den unum- stößlichen Gesetzen der Natur nicht zu entgehen. In der Gattin hatte er all das Innerliche, das er glücklich von sich gearbeitet hatte, wiederzufinden gesucht, sie wurde sein altes gefñhllvolles Ich, über das er sich in stiller Ruhe freute, ohne aus seinen Forschungen herauszugehen. In ihr fand er sein Komplement, er begann sich zu sammeln, aber er fñhlte auch, daß sein ganzes kommendes Leben auf zwei Eapfeilern aufgebaut war; der eine war seine Frau; fiel dieser, dann mußte auch er und sein ganzes Gebäude zusammenstürzen. Als er nun nach kurzer Ehe von ihrer Seite gerissen wurde, war er sich nicht mehr gleich. Er glaubte ein Auge, eine Lunge, einen Arm zu entbehren, und deshalb konnte er gern zu Grunde gehen, als ihn der Schlag traf.

Beim Anblick der Tochter schien etwas Neues in ihm aufzusteigen, was Herr von Bleichroden seine Natur- seele nannte, zum Unterschiede von der Gesellschaftsseele, die durch Erziehung produziert wird. Er fñhlte, daß er nun an das Geschlecht gebunden war, daß er nicht sterben würde, wenn er einst die Augen schloß, sondern daß seine Seele in dem Kinde fortleben würde; mit einem Worte er begriff nun, daß seine Seele wirklich unsterblich ist, wenn auch der Körper im Kampfe chemischer Kräfte unterlag. Er fñhlte sich plötzlich verpflichtet zu leben und zu hoffen. Obwohl er zeitweise noch von der Ver- zweiflung ergriffen wurde, namentlich wenn er hörte, wie seine Landsleute in dem sehr natürlichen Kaufsche des Sieges den glücklichen Ausgang des Krieges einzelnen Individuen zuschrieben, die von ihren Wagen aus mit Ferngläsern das Schlachtfeld betrachteten, so erschien ihm sein Pessimismus doch tadelnswerth, als ein Hinderniß für die Entwicklung des Neuen, und er wurde Optimist aus Pflichtgefühl. Aber er wagte nicht, in seine Heimath zurückzukehren, aus Furcht, wiederum in Muthlosigkeit zu verfallen; darum beehrte er seinen Abschied, erhob sein kleines Vermögen und ließ sich in der Schweiz nieder.

Es war an einem schönen, lauen Herbstabend in Bevey im Jahre 1872. Die Mittagsglocke hatte mit dem Schläge sieben in der kleinen Pension Le Cèdre zum Diner geschellt, und um die lange Tafel hatten sich die Pensionäre versammelt, die sämmtlich erst mit einander bekannt geworden waren und nun auf intemem Fuße lebten, wie die Menschen zu thun pflegen, wenn sie sich auf neutralem Gebiete befinden. Herr von Bleichroden und seine Frau hatten zu Tischnachbarn jenen traurigen

Franzosen, den wir von der Hospitalkirche her kennen, einen Engländer, zwei Russen, einen Deutschen mit seiner Frau, eine spanische Familie und zwei Tyrolerinnen. Das Gespräch drehte sich wie gewöhnlich ruhig, friedlich, fast gefñhllvoll, bisweilen scherzend um die brennendsten Fragen, ohne jemals Feuer zu fangen.

„Daß die Erde so unnatürlich schön sein könne, wie hier, hätte ich nimmer geglaubt“, sagte Herr von Bleich- roden und berauschte sich mit einem Blicke, den er durch die geöffneten Verandathüren ins Freie warf.

„Die Natur ist auch sonst schön genug“, meinte der Deutsche, „nur glaube ich, daß unsere Augen krank ge- wesen sind!“

„Wahr“, fiel der Engländer ein, „aber hier ist es doch schöner als andernwärts! Haben Sie nicht gehört, meine Herrschaften, wie es den Barbaren erging, es waren die Alemannen oder Ungarn, glaube ich, als sie den Dent Zoman erreichten und den Lac Léman erblickten? Sie glaubten, der Himmel sei auf die Erde hinabgefallen, und wurden so erschreckt, daß sie wieder umkehrten. Aber das ist sicher auch im „Fñhrer“ zu finden!“

„Ich meine“, sagte der eine der Russen, „das ist die reine, lägenfreie Luft, die man hier athmet, welche be- wirkt, daß wir alles so schön finden, obwohl ich nicht leugnen will, daß dieselbe schöne Natur eine Rückwirkung auf die Sinne ausübt und diese hindert, sich in alle unsere Vorurtheile zu verstricken. Aber warten Sie nur, wenn die Erben der heiligen Allianz gestorben sein werden, wenn man den höchsten Bäumen wird die Spitze abgehauen haben, dann werden auch unsere Pflanzen wieder in vollem Sonnenschein grünen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die schlesische Weberfrage.

Ein Artikel des „Export“ über die schlesische Weber- frage giebt zu weitergehenden Betrachtungen Veranlassung. Der in Frage stehende Theil des Artikels lautet folgender- maßen:

Im sechszehnten Jahrhundert haben holländische Kaufleute, welche für die überseeischen Märkte billiger, leichter Leinengewebe bedurften, die massenweise Herstellung solcher im schlesischen Gebirge ins Leben gerufen. Häufiges Vorkommen guten Flachses, billige Lebensmittel und zahl- reiche Bauernfamilien, welche gern durch Weben und Spinnen in der Winterzeit trotz niedrigen Lohnes etwas verdienten, machten das schlesische Gebirge für den Zweck der Holländer besonders geeignet. Natürlich waren diese Leute im Allgemeinen nur zur Herstellung ganz gewöhn- licher grober Leinen im Stande, und nur an einer Stelle, im Firchberger Thale, gelang es, die Weberei feinerer gazeartiger Stoffe, der sogenannten Schleier, ins Leben zu rufen. Aber für die Bekleidung der Regier in den Tropen, wozu die Leinwand in der Hauptsache verwendet wurde, war sie sehr geeignet. Eine geschickte Appretur verlieh ihr überdies ein gefälliges und über ihren inneren Werth täuschendes Gepräge. Lange Jahre hatten die Holländer den Handel in den Händen. Dann kamen, besonders während des dreißigjährigen Krieges, immer mehr Händler in Schlesien selbst auf, welche auch über die Leipziger Messe, die Hansestädte und England ihre Waaren ver sandten und in Spanien direkte Beziehungen anknüpften. Als Friedrich der Große Schlesien eroberte, war die Leinenindustrie das werthvollste Gut der Provinz und galt schon damals als eine der bedeutendsten Export- industrien Europas. Aber der Monarch war von der Ansicht beseelt, daß sie noch lange nicht ihre volle Ent- wicklungsfähigkeit gezeigt habe und begann nun mit einer wahrhaft überraschenden Energie für den Fortschritt der Weberei zu sorgen. Zunächst zwang er die gesammte bäuerliche Bevölkerung, Weben und Spinnen zu lernen, und bemühte sich, sie zur Annahme besserer Werkzeuge selbst mit Strafen zu bringen. Die Knechte und Mägde durften nicht heirathen, ohne den Nachweis geführt zu haben, daß sie der Weberei kundig seien. Dann zog er Hunderte von Weberfamilien aus anderen Staaten in die Provinz und bemühte sich, die lohnendere Damastweberei einzuführen. Um den Leuten die nöthige Arbeits Gelegenheit zu geben, unterstützte er die Leinenkaufleute mit erheblichen Darlehen und Privilegien aller Art, sichert ihren Waaren den Markt in allen preussischen Landestheilen und scheute keine Mühe und Geldauswendungen, um durch Abschluß von Handelsverträgen und Gründung von Exportgesell- schaften die Ausfuhr zu fördern. Seine politische Kor- respondenz ist voll von Erlassen in solchen Angelegen- heiten, und bis in sein höchstes Alter hinauf lag ihm die Ausdehnung der Absatzmärkte für seine Lieblingsindustrie jeder Zeit in erster Reihe am Herzen. Im Falle von Handelskrisen oder unglücklichen Ereignissen stand er daher auch nicht an, mit den Mitteln seiner Kassen den schlesischen Webern beizuspringen, um ihnen über arbeits- lose Zeiten hinwegzuhelfen. Gleiche Sorgfalt widmete er der Verbesserung des Bleich- und Appreturverfahrens. Derartige zielbewußte und angestrenzte Bemühungen konnten nicht ohne Erfolg bleiben. Die schlesische Leinen- industrie schwang sich unter Friedrich dem Großen zum ersten Exportgewerbe der Welt auf, welches allenthalben

Bewunderung und Neid erregte. Mit Stolz sprach man aus, daß kein Schiff das Weltmeer befahre, ohne schlesische Gewebe an Bord zu tragen. In ganz Afrika und Südamerika wurden diese Leinen allen anderen vorgezogen, in allen großen Hafenplätzen Europas befanden sich Lager derselben. Der jährliche Export über die schlesischen Zollämter allein stieg gegen Ende der Regierung des großen Königs auf mehr als 6 Millionen Thaler, eine ungeheure Summe für jene Zeiten!

Aber dieser glänzende Erfolg stachelte alle anderen Staaten zur Nachahmung an und veranlaßte sie zu Anstrengungen, welche Schlesien verhängnisvoll werden mußten. Oesterreich und England besaßen ebenfalls Leinenindustrie. Aber trotz großer natürlicher Vorzüge hatte dieselbe bis dahin gegen die schlesische nicht aufzukommen vermocht. Beide Staaten gingen nun daran, die Ursachen dieser Erscheinung zu erforschen und zu beseitigen. Die Folge war, daß Oesterreich die Ausfuhr seiner billigen Waare nach Schlesien, wo sie bis dahin massenweise verbraucht worden waren, hinderte und sich gegen den Import schlesischer Leinen absperrete, daß ferner England den Versand derselben über seine Häfen nach Kräften unterband, gegen den seiner eigenen Waaren benachtheiligte, und versuchte, die auswärtigen Märkte den Schlesiern abzuschneiden. Frankreich unterstützte beide Staaten in diesen Bemühungen. Aber trotz aller Anstrengungen gelang es diesen Konkurrenten im vorigen Jahrhundert nicht, ihren Zweck zu erreichen. Die irische Industrie kam auf keinen grünen Zweig, und die Oesterreicher verstanden ihre Gewebe meist durch Vermittelung der schlesischen Händler, welche der Nachfrage kaum genügen konnten. Da traten Ereignisse ein, welche mit einem Schlage darthaten, wie unsicher die Grundlagen waren, auf welchen die große schlesische Exportindustrie begründet war, und wie wenig ein kleiner und schwacher Staat geeignet ist, einen solchen Gewerbszweig aufrecht zu erhalten. Die französischen Revolutionskriege brachen aus. Preußen wurde in den Kampf verwickelt und verlor damit auf einmal seinen Ausfuhrhandel. Feindliche Kapernahmen die mit seinen Leinen beladenen Schiffe weg. Zweck und nutzlos waren seine großen Lager in den Hafenstädten. Die Hunderttausende der schlesischen Weber verloren urplötzlich alle Beschäftigung und fielen der Noth anheim. Nach wenigen Jahren begannen auch die Kaufleute, bankrott zu werden, oder zogen sich von dem Geschäft zurück, um nicht das Erworbene zuzusehen. England aber benützte mit eiserner Energie die Konjunktur. Auf der Stelle sperrte es seine Häfen dem Durchgang schlesischer Leinen vollständig ab, förderte die irische Industrie durch Prämien, bemächtigte sich mit kühner Hand der neuen Erfindung der Spinnmaschinen, führte sie in großem Maßstabe ein und schloß mit Spanien und Portugal Handelsverträge, welche ihm dort wie in den südamerikanischen Kolonien unschätzbare Privilegien sicherten. Das Mittelmeer sperrte es für andere Völker durch Förderung der Seeräuberien der Barbaren. Kurz, als Napoleon besiegt und der Friede hergestellt war, zeigte es sich, daß die alten Märkte, deren Versorgung Schlesien seine Blüthe verdankte, ausnahmslos durch England und Irland erobert und Schlesien verschlossen waren! An den Gewinn neuer war nicht zu denken. Alle europäischen Staaten sperrten damals durch hohe Zolltarife ihre Grenzen, an der Spitze Rußland. Die Vereinigten Staaten verfolgten allerdings noch eine etwas liberalere Politik; aber dem dortigen Geschmach sagten die schlesischen Leinen nicht zu, und es fehlte den preussischen Kaufleuten auch an Kapital, um dort direkte Verbindungen anzuknüpfen. Im Inlande fanden die leichten, ausschließlich für den Export berechneten Leinen trotz ihrer Billigkeit ebenfalls wenig Anklang. So begann der langsame schreckliche Todeskampf der einst so großen Industrie. Die Beamtenwelt war sehr ungehalten über die plötzlich entstehende Aufgabe, der sie rathlos gegenüberstand; das Publikum wunderte sich, wie denn ein so großer Industriezweig plötzlich so in Noth gerathen könne. Die nationalökonomische Theorie erklärte sich wider jedes Eingreifen des Staates und verlangte, daß man die Leute sich selbst überlasse, die Verhältnisse würden sich dann schon von selbst regeln. Daß es sich hier eben um einen ganz ausnahmweisen Fall, um die Frage, wie den brotlos werdenden Arbeitern einer unhaltbaren, vom Staat großzügigen Industrie zu helfen sei, handele, scheint Niemand begriffen zu haben. Das einzige radikale Heilmittel, Verschaffung neuer Absatzmärkte, stand ja allerdings nicht zu Gebote; aber man konnte sehr viel zu thun, wenn man durch möglichste kräftige Förderung der mechanischen Leinenspinnerei der Industrie die Möglichkeit gab, mit der Zeit wieder auf dem Weltmarkt zu konkurriren. Das ist nun versäumt worden, und es ist das die schwerste Schuld, welche die damalige Verwaltung auf sich geladen hat. Vorzeitig hat man die Plinte ins Korn geworfen, die Weberei als unhaltbar betrachtet und sich begnügt, mit Armenunterstützungen den am Ärgsten in Noth gerathenen unter die Arme zu greifen. Die Weber und Spinner erhielten auf alle Klagen den Rath, zu anderen Beschäftigungen überzugehen. Ob aber solche vorhanden waren und ob sie mehr als die Leinenindustrie lohnten, darum kümmerte man sich nicht.

Beinahe hundert Jahre schleppt sich nun dieser traurige Zustand fort. So viele Weber auch verkommen, ausgewandert, in die Fabriken gegangen sind, immer beschäftigen sich noch mehrere Zehntausende mit der Hausweberei. Wenn die Kartoffelernte schlecht ausfällt, wenn der Winter hart ist, verfallen sie, da sie nie einen Thaler zu erkrüpfen vermögen, in die tiefste Noth. Nur ihre

durch das lange Elend großgezogene Energielosigkeit und Schwäche, sowie ihre angeborene Gutmüthigkeit hält sie von der Begehung von Verbrechen ab. Die Regierung vertheilt dann äußersten Falls Brot und Suppen und beschäftigt die Leute bei Begehauten oder sonstigen öffentlichen Arbeiten. Irgend etwas Durchgreifendes ist nie geschehen. Man hat weder für bessere Erschließung der Gebirgsdistrikte durch Bahnen gesorgt, noch hat man durch Anlage technischer Schulen, welche den Weberkindern umsonst zugänglich sein müßten, ihnen Gelegenheit gegeben, irgend etwas zu lernen und sich für eine lohnendere Beschäftigung vorzubereiten. Weder besondere Aufsichtsbeamte schützten diese Aermsten vor der Ausbeutung durch die Garnausgeber, noch hat die soziale Gesetzgebung irgendwie auf sie Rücksicht genommen. Man bemüht sich, so wenig als möglich von der ganzen Sache zu sprechen, und die Welt zu dem Glauben zu bringen, daß der Webernothstand nicht mehr existirt. Die wenigen Philantropen, welche sich der Nothleidenden erbarmen, finden bei den maßgebenden Stellen nicht nur keine Unterstützung, sondern Anfeindungen aller Art. Kurz: überall sieht man in dieser Frage auf eine nahezu unerklärliche Vogel Straußpolitik, man glaubt die Dinge zu beseitigen, indem man sie absichtlich nicht sieht. — Die Befürchtung liegt nahe, daß ein solches Vorgehen der Sozialdemokratie, welche schon lange um den Gewinn der Weberbevölkerung sich bemüht, geradezu in die Hände arbeitet. Die Männer, welche dafür verantwortlich sind, läden dann der ganzen Nation gegenüber eine schwere Schuld auf sich. Aber noch eine andere Besorgniß drängt sich Angesichts dieser Verhältnisse unabweisbar dem Beobachter auf: Wenn die deutsche Bureaucratie so unfähig sich erweist, die Spuren einer Abjunktur, welche vor hundert Jahren eingetreten ist, zu beseitigen, was soll dann werden, wenn heut vermöge der übertriebenen Schutzpolitik der überseeischen Staaten die eine oder andere moderne Großindustrie ihre Märkte verliert und ihre sozialdemokratischen Arbeiterheere auf's Pflaster geworfen werden? An Versorgung derselben in anderen Gewerbszweigen ist heut so wenig zu denken, wie einstmal in Schlesien. Eine so rücksichtslose und energische Handelspolitik, wie sie England traditionell betreibt, ist unsern Staatsmännern unverständlich und unmöglich. Noch weniger ist Aussicht, solche Massen im Landbau zu beschäftigen. Nur mit Furcht und Zagen vermag man daher diese Perspektive sich auszumalen. Wir empfehlen den Staatsmännern, welche heut zu Tage den Verlust des gesammten amerikanischen Marktes als ein ganz naturgemäßes Ereigniß auffassen und thatenlos dulden zu wollen scheinen, besonders die Anstellung der obigen Erwägung. Ein solches Ereigniß würde vielleicht den Ruin Deutschlands zur Folge haben! England verdankt seine Größe und seinen sozialen Frieden, um welchen wir es beneiden, seiner Handelspolitik. In Deutschland hat dieselbe immer nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Selten haben ihr die leitenden Staatsmänner überhaupt Beachtung geschenkt oder Verständnis dafür besessen. Rücksichten der sogenannten hohen Politik, dynastische Erwägungen und dergleichen haben bei uns leider von jeher eine viel zu große Rolle gespielt und uns große Verluste gebracht. Die schlesische Webernoth ist eine Art Neue Telcel gegenüber dem bisherigen System. Möchte demselben die nöthige Beachtung zu Theil werden. — So weit das Handelsblatt.

Natürlich muß man von der Meinung absehen, als könne durch eine energische Handelspolitik etwas Dauerndes erreicht werden; das Uebel kann dadurch immer nur hinausgeschoben werden, und das Schicksal der schlesischen Leineweber wird trotz aller Anstrengungen, die man machen könnte, immer eine Prophezeiung des Schicksals sein, welches die gesammten Arbeiter erwartet — wenn nicht das kapitalistische System in der Zeit zerschlagen wird.

Wir sehen in der Geschichte der schlesischen Leinenindustrie, wie sie uns in dem Artikel entwickelt wird, die ganze Geschichte der modernen Produktion vor uns. Zu Anfang: Zertrümmern der alten Lebensbedingungen des Bauern, welcher Alles, was er braucht, auf seiner Scholle selbst produziert und von der Außenwelt unabhängig ist; in unserem Fall geschieht es, indem man ihn zur Hausindustrie hinüberführt und dadurch allmählig eine größere Bevölkerung erzeugt, als der bloße Boden ernähren kann; hilft man dann auch noch durch Einwanderung nach, so hat man einen Arbeiterstamm, welcher darauf angewiesen ist, seine Arbeitskraft zu verkaufen, weil er keinen oder nicht genug Boden besitzt. Zugleich wird ein Unternehmerstand durch Staatsubventionen großgezogen und werden fremde Märkte geöffnet. Die Produktion erhebt sich rascher auf immer größerer Stufenleiter. Der Markt dehnt sich so aus, daß man ihn nicht einmal ganz befriedigen kann. Es werden große Profite gemacht und wahrlich, wenn die Arbeiter energisch genug sind, sie zu erkämpfen, anständige Löhne gezahlt.

Aber der Markt hat seine Grenzen. In unserm Fall durch eine von den Umständen begünstigte Konkurrenz sehr frühzeitig. Die Waare kann nicht mehr verkauft werden. Die Unternehmer, welche ihr Kapital in den unverkäuflichen Ballen stecken haben, machen bankrott. Die Produktion wird immer mehr eingeschränkt; die Arbeiter, aus der Arbeit entlassen, bieten ihre Arbeitskraft um jeden Preis an, und sinken allmählig immer tiefer und tiefer; sie verkommen körperlich und moralisch; und zuletzt wird von der Bevölkerung, welche die Industrie hier geschaffen hat, nicht so viel übrig bleiben, wie vorher da war; denn die so ausgemergelten, degenerirten Menschen werden auch nicht mehr im Stande sein, die Felder so zu bebauen, daß sie existiren können.

Das Bodenmonopol als Band des Kapitalmonopols.

11

In Sachen des durch den Artikel „Die Mutter Erde ausgebeutet wird“ erregten Streits geht mir eine Arbeit von B. Friedländer zu, welche ich abdrucke, obgleich ich mich nicht mit den darin vertretenen Anschauungen einverstanden erklären kann. Ich werde meine abweichenden Ansichten in Fußnoten bemerken.

Es ist eine nicht eben seltene Erscheinung, daß zwei Bestrebungen, die einander innerlich sehr nahe stehen, sich trotzdem, oder auch gerade deswegen auf das heftigste bekämpfen, während bei einer gerechten Würdigung des Gegners oder des vermeintlichen Gegners beide Parteien nur gewinnen würden. Das trifft nun nach meiner Uebersetzung in hervorragendem Grade für die Bestrebungen der Sozialdemokratie und der Bodenbesitzerreformer zu. Der äußere Sachverhalt ist der, daß letztere als einzige Forderung die Verstaatlichung des Bodens verlangen; die Sozialdemokratie fordert dasselbe und außerdem die Bergesellschaftung auch der (übrigen) Produktionsmittel; außer dem speziell politischen Programm.¹⁾ Doch scheint es mir, daß die Ansichten der Genossen über die verhältnißmäßige Wichtigkeit der Bodenbesitzverhältnisse und namentlich des gleichsam verlappten Bodenbesitzes getheilt sind. Ein freimüthiges Wort in dieser Angelegenheit kann, wie ich glaube, unserer Sache nur nützen. Betrachten wir die Angelegenheit rein theoretisch, d. h. sehen wir von den Fragen ab, welche politische Macht den guten Willen und die Kraft habe, überhaupt einmal eine gründliche Aenderung der Zustände herbeizuführen.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Grund- und Bodenfrage von Seiten der Sozialdemokratie besprochen wird. In der Entgegnung der „Volks-Tribüne“ vom 30. Mai d. J. auf einen Artikel in „Frei Land“ lesen wir: „Diese Argumentation (nämlich diejenige Fährscheins, welcher zufolge nach Verstaatlichung des Bodens der Zins verschwinden würde), ist auch nach anderer Hinsicht fragwürdig. Aber nehmen wir sie als richtig an. Was ist damit erklärt? Wegfall der Besitzer wirtschaftlicher Güter die Macht hat Zinsen zu erlangen.“

Das scheint mir aber wenig zu sein. Der Witz liegt offenbar nicht darin, wie der Zinsnehmer dazu kommt, den Zins einzustreichen, sondern wie der Zinsgeber dazu kommt, ihn bezahlen zu können. Nun ist es ja zweifellos richtig, daß der Schuldner, wenn er sich mit dem geborgten Gelde als Unternehmer etabliert, Mehrwerth verbirgt, einen Theil desselben als Zinsen an den Gelddarleiher abgibt, einen andern Theil aber in seine eigene Tasche fließen läßt; es ist also vollkommen richtig, den Zins als Abspaltung des Mehrwerthes zu betrachten. Es entsteht aber die andere Frage, und gerade diese wird trotz ihrer Wichtigkeit häufig vernachlässigt, was denn eigentlich die Ursache davon ist, daß die Arbeiter selbst in Ländern mit demokratischer Verfassung und größter Freiheit der Koalition immer und immer gezwungen sind, besagten Mehrwerth aus sich herauspressen lassen zu müssen. Auf die Dauer hilft dagegen keine Vereinigung und kein Streik. In den meisten Fällen liegt die Sache sogar so, daß die Arbeiter mehr als einmal genug Zeit haben, zu verhungern, ehe der Unternehmer anfängt, wirklich Noth zu leiden. Letzteres trifft in noch höherem Grade für die Zinsnehmer zu. Im äußersten Falle würde der Unternehmer bankrott werden und seine Habe dem Zinsleiher zufallen, was auch oft geschieht. Jedenfalls ist der Letztere in der weit günstigeren Lage. Schließlich müssen aber auf jeden Fall die besitzlosen Arbeiter, um nicht zu verhungern, von Neuem ihre Arbeitskraft verkaufen und Werth und Mehrwerth, im besten Falle zu etwas weniger ungünstigen Bedingungen schaffen. Was ist die Ursache davon? Bekanntlich 1) das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee, 2) der Umstand, daß die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalisten sind. — Unter den Begriff der Arbeitsmittel fällt nun auch der Grund und Boden. Aber er nimmt unter den Arbeitsmitteln eine ganz besondere Stellung ein. 1) Er ist nicht das Produkt menschlicher Arbeit. 2) Er kann nicht vermehrt werden, das Angebot ist ein beschränktes. 3) Er ist unzerstörbar. 4) Der Besitz von Grund und Boden sichert dem Eigenthümer eine sichere Rente.²⁾

Punkt 1—3 gilt offenbar nur für den Grund und Boden, und nicht für irgend welche andere Arbeitsmittel. (Es sind Wasserkräfte, Bergwerke u. s. w. natürlich als Bodenwerthe zu betrachten!) Punkt 4 bedarf einer besonderen Erläuterung. Ein zum Theil aus Henry Georgs „Fortschritt und Armuth“ entnommenes Beispiel, welches den wirklichen Sachverhalt klarzustellen geeignet ist, ist etwa folgendes: Wenn ich den Grund und Boden einer Insel zu meinem absoluten Privateigenthum zu erklären die Macht habe, so kommt das ganz darauf hinaus, als wenn ich ihre Bewohner zu meinen Sklaven mache. In beiden Fällen kann ich sie zwingen, für mich zu arbeiten, mir den ganzen Ertrag ihrer Arbeit abzuliefern bis auf einen zum nothdürftigen Leben gerade ausreichenden Rest; widrigenfalls ich ihnen als „Eigenthümer“ das bloße Verweilen auf „meiner“ Insel unterlassen, sie ins Meer jagen und ertränken lassen kann, natürlich nur dann, wenn eine Anzahl der Inselbewohner aus Achtung vor meinem (vielleicht ererbten und verbrieften) Rechte, mir den schuldigen Gehorsam erweist, und die Exekution an ihren Landsleuten mit bewaffneter Hand vornimmt.³⁾

Ich habe ein ganz arbeitsloses, sicheres und reichliches Einkommen, die anderen müssen sich plagen.

Nun machen meine Inselbewohner oder vielmehr die

Bewohner „meiner“ Insel allerhand schöne technische Erfindungen. Diese erhöhen die Produktivität und ersparen einen großen Theil der Arbeit. Den Inselbewohnern kommt das aber nicht zu gute — denn flugs erhöhe ich die Steuer und lasse nach wie vor den Leuten nur das nöthigste. Bald erhalte ich viel mehr Werthe, als ich bei größtem Luxus konsumieren kann. Gerade dieser Umstand erlaubt mir aber, den geplagten Menschen ein weiteres Ungemach anzuthun. Ich kann den ihnen bisher gelassenen Theil ihrer Produkte weiter schmälern; denn die Hälfte der Menschen ist überreichlich genug, um mich zu unterhalten. Natürlich bin ich nicht so dumm, ihnen zu sagen, daß sie es sind, die mich unterhalten; ich verlände ihnen und lasse ihnen predigen, daß ich es bin, der die große Güte hat, ihnen die Benutzung meiner Insel zu gestatten; letztere nenne ich mein Kapital und sage, daß sie von meinem Kapital leben. Die Hälfte der Menschen reicht aus, sage ich, um mich zu ernähren. Die andere Hälfte ist „überzählig“ geworden, und ich wende mich an Herrn Malthus, der es übernimmt, eine „Uebersiedlung“ nachzuweisen, so schlagend, daß viele der Inselbewohner darauf hineinfallen.⁴⁾

Der Unternehmer sucht nun natürlich möglichst viel aus seinen Landsleuten auszupressen. Das wird ihm bei der bestehenden „Uebersiedlung“ nur allzu leicht. Er speichert Güter auf, von denen er leben kann, wenn seine Arbeiter einmal streiken sollten. Er kann dann jedenfalls länger warten, als jene. Das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter wird immer gespannter und feindseliger. Wer darunter am meisten leidet, sind die Arbeiter, am wenigsten aber ich; mich kennen die Arbeiter kaum, ich bin vor ihrer gerechten Erbitterung doch so ziemlich sicher.

⁴⁾ Die Sozialdemokratie verlangt alle Produktionsmittel als Eigenthum der produzierenden Gesellschaft, nicht des Staates. Das ist aber ein sehr großer Unterschied; denn das eine würde zur schließlichen Folge die Vernichtung des Staates, das andere seine große Stärkung haben.

⁵⁾ Alle vier Behauptungen sind unrichtig. ad 1) Der Boden ist das Produkt der menschlichen Arbeit. Deshalb bekommt man ihn auch geschenkt, wenn er noch nicht bearbeitet gewesen ist und nicht durch die Arbeit, welche in ihm geteilt ist, einen Werth erlangt hat. Farmer, welche nicht genügend Kapital haben, das sie in den Boden stecken können, machen auf jungfräulichen Boden regelmäßig Bankrott; und man kann sehen, daß sich erst der dritte oder vierte Besitzer halten kann. Was in den Boden hineingesteckt werden muß, ist übrigens leicht zu berechnen: Zwei Jahre lang muß der Farmer arbeiten, und härter arbeiten als ein freier Arbeiter, ehe der Boden etwas trägt. Dann trägt er, aber nicht so viel, wie der Lohn eines freien Arbeiters ausmachen würde (und der ist in diesen Ländern ein sehr hoher), und dabei leistet der Mann immer noch mehr Arbeit, wie der freie Arbeiter leistet. Erst nach mehreren Jahren rentirt sich die Arbeit; der Werth seiner Arbeit ist in den Boden gegangen; außerdem kommt noch ein Zuwachs an Werth durch die Arbeit der Nachbarn, Kommunikationsmittel u. s. w. Also, wenn der Mann das Land, das er für 10 Dollar Einschreibgebühr gekauft hat, nach 10 Jahren für 5000 Dollar wieder verkauft, so steht in dem nunmehrigen Werth des Stückes: a. eine äquivalente Arbeit von 2 Jahren; b. ein mehrere Jahre hindurch geleisteter Theil seiner Arbeit, für die er kein Äquivalent erhalten hat; c. der Werth der Maschinen, welche er abgenutzt hat. Wenn jungfräulicher Boden einen Werth hätte, so würde man ihn schon bezahlen müssen! ad 2) Der Boden kann für die nächsten Jahrhunderte beliebig vermehrt werden: Sibirien, Australien, Südamerika u. s. w. warten nur darauf, daß wir mehr Getreide kaufen können, um uns zu überschütten. Was nach Jahrhunderten geschehen wird, wenn das alles bebaut ist, geht uns aber natürlich nichts an. Daß der Boden nicht beliebig vermehrt werden kann, ist für die Verhältnisse richtig, unter denen die klassischen Ökonomen schrieben, weil damals die Transportmittel noch nicht genügend entwickelt waren; aber für die Gegenwart ist diese Behauptung entschieden unrichtig. ad 3) Boden ist wohl zerstörbar. Er kann zerstört werden: durch Kriege, welche die Bevölkerung verringern (Venediger Salde); durch Unvorsichtigkeit, welche die Bauern wegrafft (Campagna); durch Auslaugen, schlechte Bewirthschaftung, Raubbau u. s. (der verlassene Tabakboden in Virginia); ad 4) Kann dann der Besitz von Grund und Boden natürlich auch keine sichere Rente garantiren; letzteres auch aus dem Grunde nicht, weil der Preis des Bodens eine kapitalistische Rente ist; diese steigt und fällt aber; mit ihr der Preis; und da der Boden stets mit Hypotheken belastet ist, so kann bei einem plötzlichen Sturz der Rente sehr leicht nicht nur die ganze übrigbleibende Rente zum Teufel gehen, sondern auch ein großer Theil der Hypothek. Das werden wir z. B. erleben, wenn die Kornzölle aufgehoben werden.

⁶⁾ Das gilt natürlich auch für jeden anderen Besitzer von Produktionsmitteln. Jene Inselbewohner können doch nicht im Adamskostüm herumlaufen, sondern müssen auch Kleider haben. Außer dem Grundbesitzer lebt nun noch ein Fabrikbesitzer auf der Insel, der kann dann den Leuten ganz dasselbe sagen. Durch die Robinsonade wird die Sache bloß unklar, indem es so ausfällt, als ob das „Verweilen“ auf irgend einem Platz und das Essen und Trinken wichtiger sei, als die Kleidung. Wir leben aber z. B. in Berlin, und da ist gerade umgekehrt die Kleidung notwendiger, als der Raum; denn man kann, wenn man keine Schlafstelle hat, immer noch im Friedrichshain ein Unterkommen finden, oder im Asyl für Obdachlose; wenn man sich aber nach auf der Straße zeigen will, so geht es einem schlecht.

⁷⁾ Das gilt offenbar eben so von der zunehmenden Produktivität in der Industrie.

Niedrige Löhne sind kulturwidrig und unwirtschaftlich.

„Billig und schlecht“ — das ist ein altes und wahres Sprichwort, das seine volle Berechtigung auch in seiner Anwendung auf den Arbeiter hat. Der „wohlfeile Arbeiter“ ist das Ideal der Ausbeuter; sie jagen den ganzen Erdball ab, um ihn zu finden und durch ihn die Lebenshaltung anderer Arbeiter herabzudrücken. Ja, wenn es angeht, aus dem „billigen Arbeiter“ soviel herauszuschinden, wie aus dem kostspieligen, dann wäre den Herren geholfen. Ihr Profit würde unermeßlich, vorausgesetzt, daß sie auch die Möglichkeit hätten, ihre Waaren an den Mann zu bringen. Aber die Thatsache ist unumstößlich, daß die Leistung eines schlechtbezahlten Arbeiters quan-

titativ wie qualitativ auf die Dauer absolut unmöglich die des gutbezahlten gutgenährten und höher gebildeten erreichen kann.

Der englische „Beeseater“ schlägt mit Leichtigkeit den schlechtesten Kartoffeleßer aus dem Felde. Die englische Regierung weiß recht wohl, warum sie die Zufuhr guter Lebensmittel aus überseeischen Ländern möglichst erleichtert und fördert. Darauf beruht hauptsächlich das Uebergewicht, das die englische Industrie gegenüber der Festländischen hat und um so sicherer behaupten wird, wenn die europäischen Regierungen fortfahren, die arbeitenden Klassen zum Besten der Großgrundbesitzer auf schlechte Ernährung zu setzen.

Als in den „Ver. Staaten“ die Zollfrage erörtert wurde, ward für verschiedene Industrien unwiderleglich bewiesen, daß die Produktionskosten verhältnißmäßig um so niedriger, als die Löhne hoch waren. Die absteigende Linie ging von den Ver. Staaten über England, Frankreich, die Schweiz, Deutschland bis Rußland, genau der Lohnhöhe — die Kaufkraft des Lohnes in Betracht gezogen, entsprechend. Einen neuen Beweis in dieser Richtung liefert das in Mexiko erscheinende Blatt „Siglo“. Dort verdient ein Handlanger 37 Cents, ein Maurergeselle 62 Cents und ein Maurermeister einen Peso (4 M.) täglich. Der gewöhnliche Tagelöhner muß sich sogar mit 25 Cents begnügen und ist dabei gezwungen, seine Lebensbedürfnisse zu hohem Preise und von schlechter Qualität einzukaufen. Um ein Pfund Schinken, nach mexikanischen Preisen zu kaufen, muß er ein paar Tage arbeiten, während der amerikanische Arbeiter nur einen geringen Theil seiner Tagesarbeit dafür herzugeben braucht. So kommt es, daß sich die Leistung des mexikanischen Arbeiters zu der des amerikanischen wie etwa 1 zu 5 verhält. Ein Amerikaner oder Deutscher wird in einem Tage soviel vor sich bringen, wie ein Mexikaner in fünf Tagen.

Aus diesem Grunde kommt der Bau eines Hauses, der in den Grenzstädten der Ver. Staaten etwa 4000 Doll. betragen würde, auf das dreifache zu stehen, und dies trotz der niedrigen Löhne. Die Baumaterialien sind enorm hoch im Preise; so kosten z. B. 1000 Backsteine 16 bis 20 Doll., während in Laredo (Texas) dieselbe Quantität mit 6 bis 7 Doll. bezahlt wird. Dieses Verhältniß hat aber seinen Grund nicht allein in der geringeren Leistungsfähigkeit des mexikanischen Arbeiters, sondern auch in der Art und Weise, wie die Arbeiten vor sich gebracht werden. Während der Mexikaner hinsichtlich des Transports der Baumaterialien noch der alten Routine folgt, wendet man auswärts, besonders in den Ver. Staaten, alle Vortheile an, welche die moderne Technik in dieser Hinsicht bietet.

Hinsichtlich der geringen Leistungsfähigkeit des mexikanischen Arbeiters äußert sich der „Siglo“ in folgender Weise: „In der Republik ist die Arbeit des Tagelöhners sehr gering und zwar aus verschiedenen Gründen: Erstens, wegen schlechter Ernährung; der Arbeiter wird sehr bald bis zur Erschöpfung müde, wenn man ihn zum Arbeiten zwingt; daher geringe mechanische Nubarbeit. Zweitens: unsere Tagelöhner sind der Sklavenarbeit unterworfen, daher sie die Arbeit verabscheuen. Drittens: es fehlt die Erziehung, welche neue Bedürfnisse zur Folge hat. Unsere Arbeiter haben nur thierische Bedürfnisse. Viertens: ihre Unwissenheit ist derart, daß sie nicht die einfachsten wirtschaftlichen Grundsätze zu begreifen im Stande sind, um ihre Interessen verteidigen zu können. Es giebt Ortschaften in Oaxaca, wo der Indianer mit seiner Familie die ganze Nacht hindurch nur einige wenige Baras Manta webt, und in dieser häuslichen Arbeit keine menschlichen Kräfte, welche Geld werth sind, auszunützen glaubt, sondern im Gegentheil verschert, daß seine Arme dem schändlichsten Weibstuhl von Manchester vorzuziehen sind. „Es ist traurig aber wahr“, bemerkt der „Siglo“ dazu, „unsere niedrigen Schichten der Gesellschaft befinden sich noch im unentwickelten Zustande.“

Der Nachweis der Kulturwidrigkeit und Unwirtschaftlichkeit der niedrigen Löhne in den bevorstehenden Ausführungen ist schlagend. Aber er wäre jedenfalls verloren für unsere herrschende Klasse — in ihrer Hier kümmert sie sich nicht darum, welche Folgen sich herausstellen, falls es ihr gelänge, die Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung durch den Import von Chinesen und anderen tiefstehenden Leuten herunterzudrücken. Desto eindringlicher predigen diese Thatsachen für die Arbeiter: der Kampf um die Erhöhung des Lohnes ist ein wirklicher Kulturkampf.

Wir können diese, dem „Phil. Tageblatt“ entnommenen Ansichten ruhig unterschreiben. Ja, der niedrige Lohn ist noch in anderer Hinsicht schädlich, indem er den Markt für die Produkte beschränkt und so die Katastrophe beschleunigt, wo die Gesellschaft in ihren angehäuf. unverkäuflichen Reichthümern ersticken muß.

Aber was hilft das alles? Unsere herrschenden Klassen haben eben nicht die Einsicht; und der Widerstand der Arbeiter gegen ihr Bestreben, sie zu Kulis herabzudrücken, kann niemals einen nennenswerthen Erfolg haben. Und da bleibt immer nur das Eine übrig als letzter Ausweg: die soziale Revolution.

Produktion und Technik.

Die wirtschaftliche Entwicklung Indiens. Ein Land nach dem andern wird in den Strudel der kapitalistischen Produktionsweise gerissen, mag es nun wollen, oder nicht. Vor einigen Wochen gaben wir einige Zahlen, welche die Entwicklung in Japan illustrierten; heute entnehmen wir einem Artikel des „Handelsmuseums“ einige Angaben über Indien. Die schon damals hervorgehobene Erscheinung ist auch hier zu bemerken. Daß sich diese Länder, die man sich ursprünglich als bloße Exportländer gedacht hat, allmählich zu Konkurrenten der europäischen Produktion entwickeln, und so das sonderbare Uebel, an dem wir

kranken, auf die Dauer nur noch verschlimmern. Die Menschheit schafft zu viel und ist von Reichthümern umgeben, die nicht ihren Verbrauch finden können und deshalb über die Meere reisen müssen, bis sie endlich ihren Verzehr finden; aber dann rufen sie dort dieselbe Gier nach Produktion hervor, und die neuen Völker werfen sich nun gleichfalls auf die Arbeit und schaffen Reichthümer, für die es keinen Abnehmer giebt.

Sehr lehrreich ist dafür die Gegenüberstellung des indischen Imports und Exports.

Der Import nach Indien betrug:				
1885/86	1886/87	1887/88	1888/89	1889/90
518	587	624	666	666
Der Export von Indien:				
838	884	905	970	1034

Die Zahlen verstehen sich für Millionen Rupien. Der Export, der schon 1885/86 den Import überstieg, hat sich also bedeutend stärker vermehrt, als der Import; das heißt: die Indier produziren mehr für die Europäer, als die Europäer für sie produziren.

So nimmt denn auch der Import von edlen Metallen zu, mit dem die Waaren bezahlt werden.

1885/86	1886/87	1887/88	1888/89	1889/90
144	94	123	121	156

Und man muß nicht denken, daß es sich bei der indischen Konkurrenz etwa um Waaren handelt, deren Erzeugung durch die Naturbedingungen Indiens erleichtert ist. In den weitaus meisten Fällen handelt es sich um Industrieprodukte.

So fällt ein großer Theil des Plus beim Import auf Maschinen — mit deren Hilfe man nunmehr wieder mehr produziren wird.

Ein starkes Minus des Imports fällt auf Kohle — Die eigenen Gruben werden mehr ausgebeutet.

Beim Export fällt allerdings ein großer Theil des Plus auf Reis und Baumwolle; aber ein sehr großer auch auf Zucker, Baumwollengarn und Gewebe.

Ueber die japanische Konkurrenz entnehmen wir einem Artikel eines Handelsblatts folgende Trauerhymnen:

Japans Handelsbeziehungen zu Europa datiren rund fünfzig Jahre zurück und hatten bislang eine jährliche bedeutende Zunahme zu verzeichnen. Neben den vielen Erzeugnissen des eigenen Landes importirt Japan eine große Anzahl europäischer Fabrikate und Bodenprodukte im engeren Sinne, besonders deutsche und englische. Mit der Zeit aber, greifen wir zehn bis fünfzehn Jahre zurück, wo die Söhne des fernen Orients sich soweit zu emancipiren wußten, die Reise über den Ocean gegen Europa zu wagen, dessen Kultur und Industrie augenscheinlich kennen zu lernen, deutsche Hoch- und Handelsschulen zu besuchen, hat sich Vieles im Handelsverkehr Japans mit Europa und leider nicht zu Gunsten des letzteren geändert.

Der Japaner sieht, hört und lernt vermöge seines reizen Geistes und seiner stark ausgeprägten leichten Auffassungsgabe, gepaart mit angeborener Intelligenz und regem Interesse, während seines Aufenthaltes in Europa ungeheurer Vieles, zum größten Theile ihm ganz Neues und Besitzt die beneidenswerthe Eigenschaft, derartig gesammelten Stoff auch möglichst praktisch für sich und seine Landsleute verwerten zu können.

Wenn nun schon in obigen Umständen eine, wenn auch zunächst indirekte Gefahr für die europäische Industrie liegt, so wird die Art und Weise, wie man in Europa die Japaner aufnimmt, hoffert und in die tiefsten Geheimnisse der Industrie ohne irgendwelchen Argwohn einweilt, zum wahren Damoklesschwert für die gesammte europäische Industrie. Ohne nennenswerthe Hindernisse öffnen sich den Söhnen des Orients alle Wege und Thore, welche in die innersten Geheimnisse europäischer Industrie führen. Man gestattet dem Japaner gern Einblick und Kenntnisaufnahme derjenigen Industriezweige, für welche er besonderes Interesse hegt, und nimmt keinen Anstand, diese als Leute, welche „für Alles rege Interesse und Auffassungsgabe zeigen“, monatlang als stille, ansehend harmlose Beobachter, theils brauchbare und willige Arbeitskräfte, in Fabriken aufzunehmen und zu beschäftigen.

Wir selbst hatten Gelegenheit, das eine Mal japanische Gentlemen in einer deutschen Brauerei, das andere Mal in einer sächsischen Weberei, ein drittes Mal in einer böhmischen Knopffabrik persönlich begrüßen zu können. Ohne auch nur den leisesten Argwohn zu hegen, läßt es der deutsche Fabrikant ruhig geschehen, daß der Japaner ihm seine werthvollsten Fabrikationsgeheimnisse absteht und ablauscht, ja er ist ihm dabei nach jeder Richtung hin behilflich und besorgt oft nicht den Schutz- und Fernblick, den schlauen Japaner in seinem Thun und Treiben zu erkennen. Unter verbindlichsten, geminnenden Dankesbezeugungen für empfangene Liebenswürdigkeiten und Belegungen empfiehlt sich dann der Japaner und mit neu erworbenen Kenntnissen und reichlichem Material schwer beladen, wobei nicht die naturgemäß dazu kommenden persönlichen Anknüpfungen mit Berliner, Hamburger und Londoner Kommissionshäusern zu verbergen sind, kehrt er in sein Land zurück, um dort sofort seine europäischen Erfahrungen für sich und seine Brüder praktisch zu verwerten.

So haben wir bislang erlebt, daß der Japaner Bierbrauereien angelegt und Biere für japanische wie chinesische Konsum braut. Er hat es verstanden, die Fabrikation schwedischer Zündhölzchen nach Japan zu verlegen, die damit zum guten Theil Bedeutung und Mannigfaltigkeit erreicht hat. Damit nicht genug, haben sich die Japaner ganz neuerdings nun auch an die Fabrikation zweier Artikel durchaus deutschen Ursprungs gewagt, welche bislang in sehr bedeutenden Quantitäten regelmäßig von Deutschland in erster Linie nach China, dann auch nach Japan exportirt wurden. Es sind dies die bekannten flachen Metallknöpfe, unter dem Namen „Chinesen“ im Handel, sowie Lampenbrenner für Petroleumlampen, welche in größerem Umfange besonders in Berlin, dann auch in Weisbaden fabrizirt werden. Wie oben bereits angedeutet, ist es besonders China, welches diese beide Fabrikate seit langen Jahren in bedeutenden Quantitäten von Deutschland importirt, und bekunden die Japaner, indem sie sich auf die Fabrikation wirklicher chinesischer Großkonsumartikel verlegen, entschieden einen hohen Grad von Geschäftsroutine und kaufmännischen Anlagen.

Wenn nun auch die japanischen Fabrikate letztgenannter Artikel für den Augenblick hinsichtlich Ausführung und Qualität den Anforderungen der Käufer noch lange nicht genügen und nicht annähernd einen Vergleich mit den entsprechenden deutschen Fabrikaten aushalten, so haben die Japaner damit dennoch bereits erreicht, eine bedeutende Störung im deutschen Export dieser Artikel zu bewirken, eine gewisse Unsicherheit der Interessenten, was da noch werden und kommen wird, herbeizuführen, und sind wir unserserzeit seit davon überzeugt, daß es nur eine Frage der Zeit sein kann, wo auch diese beiden Artikel deutscher Intelligenz und Industrie für den Export nach China und Japan vollkommen verloren sein werden. So werden die Japaner ohne Zweifel mit der ihnen eigenen Energie und Ausdauer nach einander noch eine ganze Anzahl deutscher Artikel hervorziehen und zu fabriziren verstehen, und wird Japan von Jahr zu Jahr immer mehr als gefährlicher Rivale europäischer, besonders aber deutscher Industrie, sich fähig machen.

Ueber die geplante sibirische Eisenbahn schreibt das „Südd. Bank- u. Handelsbl.“:

Die neue Eisenbahn wird im äußersten Osten Europas Anschluß an das russische Eisenbahnnetz finden (Perm-Linien im Norden und Samara-Ufa im Süden), um sodann die Ver-

vortragend fruchtbar, in Europa fast gänzlich unbekannt. Sogen. Arabische Steppe zu durchqueren; sie berührt dann Omsk, das Domizil des westsibirischen Steppengouvernements, geht von da nach Tomsk, der mächtig emporkommenden Univeritätsstadt, von wo aus sie über Krasnojarsk und Kischin-Ubinsk nach der Centrale Sibiriens, Irkutsk, gelangt. Den großen Baikalsee umgeht die Bahn in südlicher Richtung, wendet sich dann etwas nördlich nach Tschita und Kertschinsk, zwei Punkte berühmt durch ihren Montanreichtum und berichtigt durch ihre Verbannenen-Kolonien, verfolgt ferner den zukunftsreichen Fluß Amur in seinem Lauf und indem sie etwa unter 136° ö. L. sich südwärts wendet, erreicht sie endlich die befestigte Hafenstadt Vladivostok an den Ufern des Stillen Ozeans, nachdem sie im Ganzen nicht weniger als 8000 Kilometer asiatischen Bodens durchquert hat.

Sibirien ist ein ungehobener Schatz, der nur eines geachteten, kühnen Finders harret, um Gemeingut der ganzen Welt zu werden: mit dem Tage, an dem die sibirischen Naturreichtümer durch bequeme Transportmittel abfahrsfähig gemacht werden, wird eine nicht unwesentliche Umwälzung auf dem gesammten Weltmarkt vor sich gehen. Schon vor Jahren hatte der nachmalige Direktor der Uralischen Eisenbahn, Ostrowski, in einer sehr lehrreichen Broschüre auf Grund authentischer statistischer Daten die Schätze Sibiriens einzeln vor die Augen der Interessenten geführt; er hat vor allem die geradezu imponierenden agrikulturellen und mineralischen Reichthümer des ungeheuren Landes geschildert und darauf aufmerksam gemacht, daß eine richtig traktierte Eisenbahn diese zwei Gebiete in ungeahnter Weise nutzbar machen: müssen doch häufig die Bodenfrüchte Westsibiriens in Mengen wegen Unmöglichkeit eines bequemen, lohnenden Abfahrs den Häusern vorgeworfen, wenn nicht gar den Flammen preisgegeben werden! Die unermesslichen Fischreichtümer des Ob, des Jenissei,

der Vena werden nicht ausgebeutet, die kolossalen Steinkohlenfelder Mittel-Sibiriens und Sachalins liegen jungfräulich unberührt da; die Eisenerze des Baikalbassins, die Kupferminen um Tomsk, die über ganz Sibirien verbreiteten Salzlagern und Salzseen, ferner Platin, Blei, Zink, Silber- und Goldberge — alles wird entweder gar nicht oder in nur minimaler Weise exploirt. Die hundertjährigen Laubholz- und Nadelwälder haben nie eine Art gesehen, die weltberühmten Pelzthiere Sibiriens werden barbarisch und dennoch ungenügend — weil irrational — ausgebeutet. Kurzum, überall wo man hinblickt, erklingt das märchenhafte „Plünder mich!“

Charakteristisch für die bürgerliche Blindheit ist der Jubel, den das Blatt anstimmt. Denn was wird die Folge sein, wenn nach drei Jahren, wie geplant, die Bahn fertig gestellt ist? Der europäischen Produktion wird ein neuer, furchtbarer Konkurrent entgegen, welcher sein Theil mithelfen wird, die europäische Arbeit immer überproduktiver zu machen. Freilich, unserem Großkapital ist das einerlei. Das findet dann eine neue schöne Anlage und wird sich schon die sibirische Arbeit dienstbar machen, etwa wie Rothschild die Petroleumproduktion von Baku ausbeutet. Aber der Ruin des kleinen Kapitals, das sich auf derartige Unternehmen nicht einlassen kann, wird dadurch nur noch beschleunigt, und die Lage des Arbeiters in Europa wird immer elender, ohne daß seine Ausbeute auf endgültige Befreiung durch die Revolutionierung der Produktionsweise besser werden.

Literarisches.

Wir erhalten soeben Heft 1-4 des Vortragswerkes: **Der Mensch und seine Rassen** von Dr. B. Langkabel. (Stuttgart, J. H. W. Dietz Verlag.) Dieses in allgemein verständlicher Weise verfaßte Werk zer-

fällt in drei Abschnitte: I. Bau und Leben des menschlichen Körpers; II. Der vorgeschichtliche Mensch; III. Völkertunde.

Der Wunsch des Verfassers beim Niederschreiben des Buches war, den breiten Schichten des Volkes in einem mäßig starken Bande das zu bieten, was bis jetzt einflussvolle Forscher er-fundeten über Bau und Leben des menschlichen Körpers; zum andern, wie weit heutigen Tages unsere Kenntnisse des vor-geschichtlichen Menschen reichen, und drittens, in welcher Art und Weise die vornehmlichsten Völkertämme der Erde den Kampf ums Dasein bestanden oder in ihm erliegen.

Das Werk ist in überaus reicher Weise illustriert und mit 4 in Farbendruck ausgeführten prächtigen Bildern versehen. Es wird in ca. 22 Hefungen komplett vorliegen. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. Jede Hefung enthält 2 Bogen Großformat und kostet 20 Pfennig.

— **W. Liebknecht, Die Emser Depesche** oder wie Kriege gemacht werden... (8 Bogen Okt. 20 Pf.) Die Broschüre be-handelt eingehend die durch die kürzlich veröffentlichten Aufzeich-nungen des Grafen von Moon wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getretene Emser Affaire, die den äußeren Anstoß zu dem deutsch-französischen Kriege 1870 gegeben hat.

— **Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.** Ein sozialistischer Roman. Aus dem englischen überetzt von W. Liebknecht. Neue Ausgabe. (7 1/2 Bogen Okt. Preis nur 30 Pfennig.)

— **„Lichtstrahlen“.** Erscheint halbmonatlich in Heften à 20 Pf. Dresden, Verlag von D. Harnisch. 17. Heft. Kirche und Sozialismus. — Ehe, Staat und Kirche. — Färbung und Zeichnung der Thiere. Von G. H. Herrmann (Schluß). — Die Ernährung der Säuglinge. Von Dr. B. Braune. — Aus der Zeit. — Literarisches. — Kleine Mittheilungen. — Verschiedenes. — Albertine. Von Kroh.

Achtung! Schuhmacher. Achtung!
Montag, den 15. Juni 1891:
Großes Sommer-Fest
in Klien's Volksgarten, Hasenhaide 14/15, Jahnstraße 17/18
veranstaltet vom Verein zur Wahrung d. Interessen d. Schuhmacher.
Konzert und Ball.
Herren, welche am Tanz theilnehmen, zahlen 50 Pfennig nach.
Bei eintretender Dunkelheit: **Feuerwerk, Kinder-Fackelpolonoise, Bonbonregen.**
Anfang 4 Uhr.
Billets sind zu haben bei: F. Böttner, Kottbuserdamm 33, Gabeln, Schiffbauerdamm 14, H. II., Kumer, Kronenstr. 51, Dugh. 4 Tr., Koch, Ballhofstr. 7, v. 3 Tr., Scharf, Niederwallstr. 13, Dugh. 8 Tr., Krause, Weinstr. 27, Hof 2 Tr., Schönebeck, Inselstr. 1, pt., Adamczak, Auguststr. 6a.

Achtung!
Den Vorständen der politischen Vereine, Gewerkschaften u. theile ich hierdurch mit, daß am **Mittwoch, den 24. Juni, im „Feen-Palast“**, Burgstraße, eine **große öffentliche Volks-Versammlung** stattfindet mit der Tagesordnung: 1. Bericht der Stadtverordneten über ihre Thätigkeit und die bevorstehenden Stadtverordneten-Wahlen. (Referenten: Genossen Stadthagen und Vogtherr). 2. Diskussion. 3. Wahl eines Zentral-Wahl-Komitees. An diesem Tage darf **keine öffentliche Versammlung** stattfinden.
J. A.: Otto Klein, Kottbusser Damm 14.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den zweiten Berliner Reichstags-Wahlkreis.
General-Versammlung
am Mittwoch, den 17. Juni 1891, Abends 8 Uhr, in „Habels Brauerei“, Bergmannstraße 5-7.
Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Reichstags-Abgeordneten Stadthagen: „Haben die Arbeiter Ansprüche auf Viebesgaben seitens des Staates?“ 2. Diskussion. 3. Rechnungslegung des Kassirers und Abrechnung von der Ratiner. 4. Wahl des gesammten Vorstandes und der Revisoren. 5. Verschiedenes.
Neue Mitglieder werden aufgenommen.
Die Zahlstellen befinden sich bei: Otto Klein, Zigarrengeschäft, Kottbuserdamm 14; Scheuer, Restaurant, Sneyenaustr. 35 (Ecke Schleiermaderstr.); Haugl, Restaurant, Voelchstr. 12; Schmid, Restaurant, Dieffenbachstr. 34; Kuhm, Restaurant, Brandenburgstr. 11; Ernst Wisfische, Zigarrengeschäft, Kagbachstr. 1 und Junferstr. 1; Schröder, Zigarrengeschäft, Kreuzbergstraße 15; Grabe, Restaurant, Mariendorferstr. 10; Kiesel, Restaurant, Schützenstr. 58; Böhlend, Restaurant, Bismarckstr. 52; Grassander, Restaurant, Schwerinstr. 9.
Der Vorstand.
Genossen empfehle mein Gutgeschick. **Arbeite nur mit Fabrikanten**, welche sich der **Kontrollmarken deutscher Schuhmacher angenommen haben.** Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Der Arbeits-Nachweis
der **Klavier-Arbeiter**
befindet sich jetzt Rammstr. 78, im Restaurant **Winkler.** Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungskommission.

Allen Parteigenossen empfehle mein **Weiß- u. Bairisch-Bierlokal**
Potsdamer Bier.
August Insinger
Krausstr. 48.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von
Cigarren u. Tabake.
Dabei die Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.
Otto Klein
Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Barbier-Geschäft nachweisl. gutgehend, mit bedeut. Eigarrenver- u. schöner Einrichtung, ohne Konkurrenz, ist krankheits- u. sehr günstig. Beding. zu verk. Genosse, der nicht Barbier, wird angelehrt. Part.-Laden u. Schauf. u. Wohn. Miethe 500 M., mehrjähr. Kontrakt. Näh. durch Genossen Schaufwirth **Söldner**, Berlin D., Frankfurter Allee 96.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das **Schönfeld'sche Weiß- und Bairischbier-Lokal** mit **Vereinszimmer** käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bittet
Wilhelm Grube, Mariendorferstr. 10.
Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiterbildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.

Dr. Kuhlmeys Restaurant
Berlin C., Rosenstr. 30 (Ecke Neue Friedrichstr.)
(S. B.: **Julius Wernau**).
Empfehle allen Kollegen und Genossen mein **Weiß- und Bairischbier-Lokal**
Vertebralokale der **Maurer.**
Arbeits-Nachweis der Steinbrücker und Lithographen und der Filzschub-Arbeiter.
Zahlstelle der Arbeiter-Bildungsschule.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.
Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.
Soeben erschien Heft 13:
Die Arbeiterbewegung
im Lichte der materialistischen Geschichts-Auffassung.
Von **Gerhard Krause.**
40 Seiten. Preis 20 Pfennig.
Erschienen sind bis jetzt von der I. Serie:
Heft 1: Ein sozialistischer Roman. Ein Rückbild. 2000-1887. Edward Bellamy. Preis 15 Pfennig.
Heft 2: Die Gewerkschaften, ihr Augen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung. Von Max Schippel. Preis 15 Pf.
Heft 3: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Von Clara Zetkin-Paris. Preis 20 Pf.
Heft 4: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. Von Ossip Zetkin-Paris. Preis 20 Pf.
Heft 5: Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. Von Ossip Zetkin-Paris. Preis 20 Pf.
Heft 6: Die Hausindustrie in Deutschland. Von Paul Kampfmeyer-Genf. Preis 15 Pf.
Heft 7: Junker und Bauer. Von Paul Kampfmeyer-Genf. Preis 15 Pf.
Heft 8: Die wirtschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit und die Entwicklung der Sozialdemokratie. Von Max Schippel. Preis 15 Pf.
Heft 9: Die Marx'sche Werththeorie. Von Paul Fischer. Preis 20 Pf.
Heft 10: Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag. Preis 15 Pf.
Heft 11: Die soziale Frage auf dem Lande. I. Die Lage der ländlichen Lohnarbeiter in Preußen. Von Paul Kampfmeyer-Genf. II. Die Lage der ländlichen Kleinbetriebs durch die landwirtschaftliche Großproduktion. Von Paul Fischer. Preis 20 Pf.
Heft 12: Internationale Arbeiterkollaboration. Von Paul Ernst-Berlin. Preis 15 Pf.
Von der II. Serie:
Heft 1: Der Mythos von der Gründung des deutschen Reiches. Von Hans Müller-Roßtock. Preis 15 Pf.
Heft 2: Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung in Deutschland. Von Gerhard Krause. Preis 15 Pf.
Heft 3: Soziale Frage und Bodenverstaatlichung. Von Dr. Conrad Schmidt. Preis 15 Pf.
Heft 4: Die deutschen Arbeiter und das Gewerbegerichts-Gesetz. Von Max Schippel. Preis 15 Pf.
Heft 5 u. 6: Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland. Von Paul Kampfmeyer. Preis 25 Pf.
Heft 7: Preussische Volksschulzustände. Von Hans Müller. Preis 20 Pf.
Heft 8: Fort mit dem Dreiklassen-Wahlssystem in Preußen. Von Max Schippel. Preis 20 Pf.
Heft 9: Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel. Von Hans Müller-Birich. Preis 15 Pf.
Heft 10 u. 11: Das Ostende von London. Ein soziales Nachtbild. Von Paul Fischer-Berlin. Preis 4 Heft 15 Pf.
Heft 12: Die Entwicklung der Geschichtsauffassung bis auf Karl Marx. Von Gerhard Krause. Preis 20 Pf.
Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.
Bestellungen richtet man an die bekannten Kolporteurs oder an die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.
Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte
Uhrenfabrik
von **MAX BUSSE**
157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.
Restaurant zum „Zukunftsstaat“
Adolph Scholtz,
Kastanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).
Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.